Genius
des
Christenthums.

Von dem

Vicomte v. Chateaubriand.

Uebersetzt

von

Professor Schneller.

Eilfter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

---

1 8 2 9.

Genius des Christenthums.

Erörterungen.

Vorwort.

Der Vicomte von Chateaubriand traf bei Abfassung seines Werkes über den Genius des Christenthums auf eine Anzahl von Gegenständen, welche eine vollständige Entwicklung verdienten, aber in dieser vollständigen Gestalt den Gang des Hauptwerks zu oft und zu lang unterbrochen hätten.

Er wählte also in der neuesten Pariser-Ausgabe den Ausweg, diese inhaltschweren Erörterungen an das Ende jedes Bandes anzureihen. Sie beziehen sich auf die Ansichten von Trajanus und Plinius über die ursprünglichen Christen;

auf die Spuren biblischer Ansichten unter den Wilden; auf die urweltlichen Ruinen am Scioto in Amerika; auf den Geist der christlichen Metaphysik über Gottes Daseyn; auf Voltaire und die Sophisten seiner Zeit; auf die aus dem Christenthume entsprungenen Formen der beschreibenden Dichtung und Landschaft-Mahlerei; auf die Gräuel der Christen bei Amerika's Eroberung; auf die Blutbäder von Irland. Wir halten diese Forschungen für den Zweck des Ganzen wesentlich, und liefern sie daher in der Uebersetzung treu und ganz.

Professor Schneller.

Erste Erörterung.

Trajanus und Plinius über die ursprünglichen Christen.

Theil. I S. 77.

Es ist höchst anziehend, mit der Apologie des heil. Justinus den berühmten Brief des jüngeren Plinus an Trajanus zusammenzustellen, weil er das Gemälde der Sitten der Christen enthält. Dieser Brief, so wie die Antwort des Imperators beweiset, daß man die Unschuld der Christen völlig erkannte, und daß ihr Glaube ihr einziges Verbrechen ausmachte. Man sieht auch die wunderbare Schnelligkeit der Fortpflanzung des Christenthums, denn schon damals standen in einem Theile des Römerreiches die Tempel der Götzen fast verödet. Plinius schrieb diesen Brief ein oder zwei Jahre nach dem Tode des heiligen Johannes Evangelista, und etwa vierzig Jahre vor Kundmachung der Apologie des heil. Justinus.

Obschon dieser Brief außerordentlich verbreitet ist, scheint er uns dennoch höchst passend, um hier mitgetheilt zu werden.

Plinius, Proconsul in Bithynien und Pontus an den Imperator Trojanus.

Herr! ich mache es mir zur Pflicht, meine Zweifel Dir vorzutragen; denn wer könnte mich besser bestimmen und belehren? Ich war niemals anwesend bei Untersuchung oder Aburtheilung des Rechtshandels eines Christen; ich weiß daher nicht, worauf die Untersuchung der gegen sie erhobenen Klagen sich fußt, noch wohin die gegen sie gefällte Strafe führen soll. Sehr gerathe ich in Zweifel über die Verschiedenheit der Lebensalter. Kann man alle der nämlichen Strafe unterwerfen, ohne die Jüngeren von den Aelteren zu unterscheiden? Soll man Demjenigen verzeihen, welcher bereut? oder nützt es Nichts, dem Christenthum zu entsagen, wenn man es Einmal bekannt hat? Kann man bei ihnen den Namen allein schon strafen? oder kann man nur die mit dem Namen verbundenen Laster bestrafen? Ich enthülle nun den Grundsatz, welchen ich bei den Anklagen befolgte, die man vor mir wider die Christen vorbrachte. Ich habe sie gefragt, ob sie Christen seyen; Diejenigen, welche es bejaheten, habe ich ein zweites und ein drittes mal befragt; ich

bedrohete sie mit Hinrichtung; wenn sie beharrten, schickte ich sie zur Richtstätte; denn mag ihr Glaubensbekenntniß wie immer beschaffen seyn, so meinte ich jedenfalls ihren Ungehorsam und ihren unüberwindlichen Starrsinn bestrafen zu müssen. Andere, ganz verstockt in ihrem Wahnsinne, ließ ich leben, um sie nach Rom zu senden, da sie das römische Bürgerrecht besitzen. Da das Verbrechen in der Folge, wie es zu geschehen pflegt, sich immer weiter verbreitete, so erschien es in mehreren Gestalten. Man brachte in meine Hände eine Denkschrift ohne Namen des Verfassers, wo man verschiedene Personen als Christen anzeigt, welche läugnen, es jetzt zu seyn oder jemals gewesen zu seyn. In meiner Gegenwart, und in den Ausdrücken, welche ich vorschrieb, riefen sie die Götter an; sie opferten Weihrauch und Wein vor Deinem Bilde, welches man auf meinen Befehl mit den Standbildern der übrigen Gottheiten herbeibrachte; sie erschöpften sich in Verwünschungen gegen Christus, wozu wahre Christen, wie man sagt, niemals durch Zwang gebracht werden können. Ich glaubte sie also freisprechen zu müssen. Andere, welche von den Angebern beschuldigt waren, erklärten sich Anfangs als Christen; alsogleich aber läugneten sie es wieder, und erklärten, sie seyen allerdings Christen gewesen, seyen aber ausgetreten, die Einen vor mehr als drei, die Andern seit noch viel mehreren, einige seit mehr als

zwanzig Jahren. Alle diese Leute betheten Dein Bildniß an, so wie die Standbilder der Götter; alle sprachen Verwünschungen gegen Christus aus. Sie behaupten, ihr ganzer Irrthum oder Fehltritt habe sich auf zwei Gegenstände beschränkt; sie hätten sich an einem gewissen Tage vor Sonnenaufgang versammelt, und abwechselnd Verse zum Lobe Christi gesungen, als wäre er ein Gott; dann hätten sie sich eidlich verbunden, nicht zu irgend einem Verbrechen, sondern weder einen Diebstahl noch Ehebruch zu begehen, ihr Wort zu halten und jedes Unterpfand zurückzugeben; nach diesem hätten sie sich getrennt, dann aber wieder versammelt, um gemeinschaftlich unschuldige Speisen zu genießen. Sie behaupteten niemals mehr zusammen gekommen zu seyn seit Erscheinung meines Ediktes, durch welches ich nach deinen Befehlen alle Art von Zusammenkünften verboth. Aus diesen Gründen schien es mir nöthig, die Wahrheit durch Gewalt der Tortur herauszubringen bei Sklavinnen, welche nach der allgemeinen Aussage bei ihrem Gottesdienste mitwirken; aber ich entdeckte durch die Martern nichts als einen bösen, ausschweifenden Aberglauben; darum unterbrach ich die Untersuchung, um Deine Befehle einzuholen. Die Sache schien mir würdig Deiner Betrachtungen wegen Menge Derjenigen, welche in diese Gefahr verwickelt sind; denn eine sehr große Anzahl von Personen von allen Altern,

allen Ständen, allen Geschlechtern sind und werden täglich in diese Beschuldigung verwickelt. Dieß ansteckende Uebel hat nicht allein die Städte angegriffen, sondern auch die Dörfer und Landschaften. Demnach glaube ich, man könne helfen und das Uebel abwehren. Gewiß werden die Tempel, welche beinahe verödet waren, jetzt schon wieder besucht; die lange unterlassenen Opfer beginnen wieder; überall verkauft man wieder Opferthiere, welche vorher wenige Käufer mehr fanden. Daraus kann man schließen, wie viele Leute man von der Verirrung zurückzubringen vermag, wenn man der Gnade Platz läßt und der Reue.

Der Imperator antwortete ihm also:

Trajanus dem Plinius.

Du hast, mein theuerster Plinius! den zweckmäßigsten Weg eingeschlagen bei der Rechtssache der beschuldigten Christen; denn man kann keine bestimmte und allgemeine Maßregel bei dieser Art von Geschäften aufstellen. Man muß keine Untersuchungen ohne Anklage veranlassen. Werden sie angeklagt und überwiesen, so muß man sie strafen. Läugnet der Angeklagte ein Christ zu seyn, und beweiset er die Wahrheit durch sein Betragen, nämlich durch die Anbethung der Götter, so muß man seiner Reue Verzeihung gewähren, und ihn

von dem erhobenen Verdachte frei sprechen. Uebrigens muß man über gar kein Verbrechen Angaben ohne Unterschrift der Namen annehmen; denn dieß giebt ein verderbtes Beispiel, und widerspricht unsern Grundsätzen.

Zweite Erörterung.

Die Wahrheiten der Schrift finden sich sogar bei den Wilden der Neuen Welt.

Th. I. S. 128.

Ansichten von Charlevoix.

In der Fabel der Atahentsic, welche aus dem Himmel gejagt wurde, finden sich einige Spuren jener ersten Frau, welche man aus dem irdischen Paradiese vertrieb zur Strafe ihres Ungehorsams; man findet darin ebenfalls Spuren sowohl von der Sündfluth als von der Arche, worin Noe seine Familie rettete. Dieser Umstand hinderte mich der Meinung des Pater Acosta beizupflichten, welcher behauptet, diese Ueberlieferung beziehe sich nicht auf die allgemeine Sündfluth, sondern auf eine besondere Ueberschwemmung in Amerika. Die Algonkinen, und fast alle Völkerschaften, welche ihre

Sprache reden, nehmen wirklich eine Schöpfung des ersten Menschen an. Sie sagen, fast seine ganze Nachkommenschaft sey in einer allgemeinen Ueberschwemmung umgekommen. Ein gewisser Messou, welchen Andere Saketschack nennen, habe die ganze Erde durch das Austreten eines Sees unter das Wasser versenkt gesehen; endlich aber einen Raben in die Tiefe des Abgrunds ausgesandt, um ihm Erde zu bringen; der Rabe habe seinen Auftrag nicht gut ausgeführt, darum habe er eine Bisamratte ausgeschickt, welche den Auftrag besser vollzog. Aus dem Bischen Erde, welche das Thier ihm zurückbrachte, versetzte er die Welt wieder in ihren ersten Zustand. Er schoß Pfeile in die Stämme der Bäume, welche man noch vorweiset; die Pfeile verwandelten sich in Aeste. Eben so vollbrachte er noch mehrere Wunder, und vermählte sich aus Dankbarkeit für den Dienst, welchen die Bisamratte ihm leistete, mit einem Weibchen seiner Art, wovon die Kinder entsprangen, welche die Welt wieder bevölkerten. Er theilte seine Unsterblichkeit mit einem gewissen Wilden, und gab sie ihm in einem kleinen Päckchen mit dem Verbothe es zu öffnen, unter Androhung der Strafe, dieses kostbare Geschenk wieder zu verlieren.

Ansichten von Bouchet.

(Pater Bouchet ertheilte in seinem Schreiben an den Bischof von Avranches die auffallendsten Angaben über die Einzelnheiten, worin die indischen Fabeln mit den vorzüglichsten Wahrheiten unserer Kirche, so wie mit den Ueberlieferungen der Schrift übereinstimmen. Die Denkschriften der englischen Gesellschaft in Calcutta bestätigen völlig Alles, was der gelehrte französische Glaubensprediger berichtet, dessen Ansichten wir mittheilen.)

Die meisten Indianer behaupten, die große Menge der Gottheiten, welche sie heut zu Tage anbethen, seyen nur untergeordnete Götter, welche unter einem höchsten Wesen stehen, das die Herrschaft führe über die Götter wie über die Menschen. Dieser große Gott, sagen sie, steht unendlich erhaben über alle Wesen, und dieser unendliche Abstand hindert ihn irgend eine Gemeinschaft mit schwachen Geschöpfen zu pflegen. Welches Verhältniß, setzen sie bei, könnte in der That bestehen zwischen einem unendlich vollkommenen Wesen und zeitlich entstandenen Geschöpfen, welche wie wir voll Unvollkommenheit und Schwäche sind? Darum erschuf nach ihnen Parabaravaston, nämlich Höchstes Wesen, drei Untergötter; diese heißen

Bruma, Wischnou, Routren. *) Dem Ersten ertheilte er die Macht der Schöpfung, dem Zweiten die Gewalt der Erhaltung, dem Dritten das Recht des Zerstörens.

Aber diese drei Gottheiten, welche die Indier anbethen, sind nach der Meinung ihrer Gelehrten die Kinder einer Frau, welche sie Parachatti nennen, das ist, Oberste Gewalt. Wenn man diesen Märchen auf seinen eigentlichen Ursprung zurückführt, so entdeckt man darin leicht die Wahrheit, so verdunkelt sie auch durch lächerliche Vorstellungen, und so verhüllt sie auch durch den Geist der Lüge seyn mag.

Die Vorzüglichsten der Indier wollten also nichts sagen, als daß alle Erscheinungen das Werk dieser Welt, sei es durch die Schöpfung als das Werk Bruma's, oder durch die Erhaltung als den Antheil Wischnou's, oder endlich durch die verschiedenen Veränderungen als die Arbeit Routren's, einzig und allein hervorgehen aus der unumschränkten Gewalt von Parabaravaston, oder dem höchsten Gotte. Diese sinnlichen Geister bildeten dann eine Frau aus ihrer Parachatti,

*) Bouchet's Sendschreiben sagt immer Bruma, wo andere Schriftsteller Brama geben, wozu Bramine besser zu passen scheint.

und gaben ihr drei Kinder, welche nur als die drei hauptsächlichen Wirkungen der Allmacht erscheinen. Wirklich bedeutet Chatti in der indischen Sprache Gewalt, Para aber das Höchste und Unumschränkte.

Diese Idee, welche die Indier von einem über alle andern Gottheiten unendlich erhabenen Wesen aufstellen, beweiset wenigstens, daß ihre Urahnherren eigentlich nur einen einzigen Gott anbetheten, und daß auch bei ihnen die Vielgötterei eben so entstand, wie sie sich in allen Landen der Götzendiener ausbreitete.

Ich behaupte nicht, daß dieses Erste aller Erkenntnisse auf eine unläugbare Weise den Verkehr der Indier mit den Aegyptern oder mit den Juden beweise. Ich weiß, daß der Schöpfer des Weltalls ohne ein solches Hilfsmittel diese Grundwahrheit in den Geist aller Menschen eingrub, und daß sie sich bei diesen nur durch die Unordnung und das Verderbniß ihres Herzens entstellt. Aus dem nämlichen Grunde spreche ich nichts von Demjenigen, was die Indier über die Unsterblichkeit unserer Seelen dachten, so wie über mehrere andere ähnliche Wahrheiten.

Doch möchte es meines Bedünkens nicht unangenehm seyn zu erfahren, wie unsere Indier in ihren Schriftstellern die Aehnlichkeit des Menschen mit dem höchsten Wesen erklärt finden. Das Folgende

behauptete mir ein gelehrter Bramine über diesen Gegenstand aus ihren ältesten Büchern gezogen zu haben. Stellen sie sich vor, sagte dieser Schriftsteller, eine Million großer Gefässe voll Wasser, auf welche die Sonne ihre Lichtstrahlen fallen läßt. Dieß schöne Gestirn, obschon nur Einmal vorhanden, vervielfältigt sich gleichsam und mahlt sich ganz ab in Einem Augenblicke in jeglichem dieser Gefässe; überall erblickt man davon ein sehr ähnliches Abbild. Unsere Leiber sind diese Wassergefässe; die Sonne ist das Urbild des höchsten Wesens; das Abbild der Sonne, welches in jeglichem dieser Gefässe sich mahlt, zeigt uns ganz natürlich unsere erschaffene Seele in ihrer Aehnlichkeit mit Gott selbst.

Euere bischöfliche Gnaden! ich wende mich zu einigen auffallenderen Zügen, welche noch geeigneter scheinen, eine so hohe Urtheilskraft wie die Ihrige zu beschäftigen. Vergönnen sie mir, die Dinge so einfach darzustellen, wie ich sie erfuhr; indem ich einem so ausgezeichneten Kirchenvorsteher schreibe, würde die Einmischung meiner eigenen Ansichten sehr überflüssig erscheinen.

Die Indier glauben, wie bereits bemerkt, Bruma sey diejenige der drei untergeordneten Gottheiten, welche vom höchsten Wesen die Macht der Schöpfung erhielt. Bruma also erschuf den ersten Menschen; doch vorzügliche Bemerkung verdient es, daß Bruma den Menschen aus dem

Schlamme der ganz frischen Erde bildete. Es kostete ihn allerdings Mühe sein Werk zu vollenden; er kehrte mehrere Male zur Arbeit zurück; erst beim dritten Versuche gelangen alle seine Anstalten. Die Fabel ersann diesen letzten Umstand, und es kann uns nicht überraschen, wenn ein Gott des zweiten Ranges mehrere Vorübungen bedurfte, um den Menschen in dem vollkommenen Ebenmaaße aller Theile zu bilden, worin wir ihn jetzt erblicken. Hätten sich aber die Indier an Dasjenige gehalten, was die Natur, und wahrscheinlich der Umgang mit den Juden ihnen von der Einheit Gottes mittheilten, so hätten sie sich ebenfalls mit den Mittheilungen begnügt, welche sie auf dem nämlichen Wege von der Schöpfung des Menschen erfuhren. Sie hätten sich auf die Lehre beschränkt, wie die heilige Schrift sie enthält, daß Gott den Menschen bildete aus dem Thone der Erde, welche ganz neu hervorgieng aus den Handen des Schöpfers.

Damit, Hochwürdigster Herr! ist noch nicht Alles geschehen, daß Bruma mit Anstrengung einmal den Menschen erschuf. Der neue Schöpfer erfreute sich in eben dem Maße seines Geschöpfes, als ihn die Vervollkommnung desselben Anstrengung kostete. Es handelte sich nun, ihm eine würdige Wohnung zu verschaffen.

Die heilige Schrift entwickelt alle Herrlichkeit in der Beschreibung, welche sie von dem irdischen

Paradiese entwirft. Die Indier thun dieß nicht minder in ihren Gemälden von Chorcam; so heißet nach ihnen der Garten der Wonne, wo alle Früchte im Ueberflusse sich befinden. Es befand sich darin ein Baum, welcher die Unsterblichkeit mittheilte, im Falle der Genuß seiner Frucht gestattet war. Es wäre höchst auffallend, wenn Menschen, welche niemals vom irdischen Paradiese Kunde erhielten, ein so ähnliches Gemälde desselben entwerfen würden.

Ganz wunderbar würde es erscheinen, wenn die untergeordneten Götter, welche seit der Schöpfung der Welt sich ins Unendliche vervielfältigten, das Vorrecht der Unsterblichkeit nicht wirklich oder nicht wahrscheinlich besäßen; ein Vorrecht, welches ihnen doch höchst wünschenswerth erscheinen mußte. Wir wollen eine Geschichte anführen, welche die Indier in dieser Hinsicht erzählen. Diese Geschichte, so mährchenhaft sie immer klingen mag, hat ihren Ursprung offenbar in der Lehre der Hebräer, und vielleicht sogar in jener der Christen.

Die Götter versuchten nach der Erzählung unserer Indier alle Mittel und Wege, um zur Unsterblichkeit zu gelangen. Bei ihrem Suchen kamen sie auch auf den Gedanken sich an den Baum des Lebens zu wenden, welcher in Chorcam sich befand. Dieß Mittel gelang ihnen, und indem

sie von Zeit zu Zeit von den Früchten dieses Baumes aßen, bewahrten sie den kostbaren Schatz, welcher ihnen so sehr am Herzen lag. Eine berühmte Schlange, genannt Cheien, bemerkte, der Baum des Lebens sey den Göttern des zweiten Ranges bekannt geworden. Da ihrer Aufsicht die Bewachung dieses Baumes wahrscheinlich anvertraut worden, gerieth sie in so großen Zorn über die Hinterlist, wodurch man sie täuschte, daß sie alsogleich eine Menge Gift ausgoß. Die ganze Erde fühlte dieß, und nicht ein einziger Mensch konnte den Einwirkungen dieses tödlichen Giftes entgehen. Aber der Gott Chiren erbarmte sich der menschlichen Natur; er nahm Menschengestalt an, und verschlang mit Einemmale alles Gift, womit die bösartige Schlange das ganze Weltall angesteckt hatte.

Je mehr wir eindringen in die Natur dieser Dinge, desto mehr klären sie sich allmählig auf. Ich erlaube mir Ihnen, Hochverehrter! eine andere Fabel vorzutragen, denn in der That, ich würde mich sehr irren, wenn ich irgend einen andern Gegenstand als ernsthafter ansähe. Sie werden darin die Geschichte der Sündfluth und die Hauptumstände erkennen, welche uns die heilige Schrift davon anführt.

Der Gott Routren (der große Zerstörer der erschaffenen Wesen) faßte eines Tages den

Entschluß alle Menschen zu ersäufen, weil er Ursache genug habe, mit ihnen unzufrieden zu seyn. Seine Absicht konnte nicht so geheime bleiben, daß nicht Wischnou (der Erhalter der Geschöpfe) sie bemerkte. Diesem nun verdankten sie bei diesem Anlasse einen wesentlichen Dienst. Er entdeckte genau den Tag, an welchem die Ueberschwemmung beginnen sollte. Seine Macht erstreckte sich nicht so weit die Ausführung der Entwürfe des Gottes Routren ganz zu hintertreiben; aber seine Eigenschaft als erhaltender Gott der erschaffenen Dinge gab ihm das Recht, das gänzliche Verderben so viel möglich abzuwehren. Er benahm sich dabei auf folgende Weise.

Er erschien eines Tages dem Sattiavarti, seinem großen Vertrauten, und verkündigte ihm in geheim, daß bald eine allgemeine Ueberschwemmung eintreten und die Erde mit Wasser bedeckt werden sollte, indem Routren beabsichtigte, dadurch alle Menschen und alle Thiere zu vernichten; doch gab er seinem Lieblinge auch die Versicherung, daß er nichts zu besorgen habe, und dem Routren zum Trotze erhalten werden würde; er möge nur indeß Alles einsammeln, was nöthig seyn dürfte zur Wiederbevölkerung der Erde. Seine Absicht bestand darin, ein wunderbares Schiff in dem Augenblicke erscheinen zu lassen, wo Routren es am wenigsten erwartete; darein dachte er wenig-

stens einen Vorrath von achthundert vierzig Millionen Seelen und Saamen der Wesen einzuschließen. Uebrigens mußte Sattiavarti zur Zeit der Ueberschwemmung auf einen gewissen sehr hohen Berg sich begeben, welchen der gütige Gott ihm ganz genau bezeichnete. Bald darauf sah Sattiavarti, wie man ihm vorausgesagt hatte, eine unendliche Menge von Wolken, welche sich zusammenzogen; er sah mit Ruhe das Ungewitter über den Häuptern der verbrecherischen Menschen schweben; es fiel vom Himmel der schrecklichste aller Regen, welche jemals waren. Die Ströme schwollen und ergossen sich mit reissender Schnelligkeit über die ganze Oberfläche der Erde; das Meer erhob sich über seine Gestade, vermischte sich mit den ausgetretenen Strömen, und bedeckte in kurzer Zeit die höchsten Gebirge; Bäume, Thiere, Menschen, Städte, Länder, Alles wurde überschwemmt; alle belebten Wesen giengen zu Grunde und wurden zerstört.

Aber Sattiavarti, begleitet von einigen Bußfertigen, hatte sich auf das Gebirge begeben; dort erwartete er die Hülfe, welche der Gott ihm verhieß; doch fühlte er einige Zeit Schrecken und Entsetzen. Das Wasser, welches immer mit mehr Macht sich erhob, nahte allmählig seiner Zufluchtstätte, steigerte seine Furcht durch jede steigende Welle; aber plötzlich, als er sich schon verloren

glaubte, erschien die Barke, welche ihn zu erretten bestimmt war. Alsogleich betrat er dieselbe mit den Frommen seines Gefolges; die achthundert vierzig Millionen Seelen und die Saamen der Wesen wurden mit ihm eingeschlossen.

Die Schwierigkeit bestand darin, die Barke zu führen und gegen den Ungestüm der Fluthen aufrecht zu halten, welche in wüthender Bewegung sich befanden. Der Gott Wischnou nahm die Sorge über sich; denn augenblicklich verwandelte er sich in einen Fisch und bediente sich seines Schweifes wie eines Steuerruders, um das Schiff zu leiten. Der Gott betrug sich als Fisch und Steuermann mit so viel Kunst, daß Sattiavarti in seinem Zufluchtorte ruhig abwartete, bis die Gewässer von der Oberfläche der Erde sich verliefen.

Die Sache ist ganz klar; man braucht keinen besonderen Tiefblick, um in dieser Erzählung, worin freilich Fabeln und die wunderlichsten Einbildungen sich befinden, dasjenige zu erkennen, was die heil. Schriften uns von der Sündfluth, von der Arche, und von der Erhaltung Noes sammt seiner Familie berichten.

Unsere Indier blieben hierbei nicht stehen; nachdem sie Noe unter dem Namen von Sattiavarti entstellten, konnten sie auch auf Rechnung von Bruma die auffallendsten Ereignisse aus der Geschichte von Abraham setzen. Sie, Hochverehrte-

ster! erhalten hier einige Züge, welche wir als die ähnlichsten erscheinen.

Die Aehnlichkeit des Namens in seinem Klange könnte vor Allem meine Muthmaßungen unterstützen. Von Bruma ist es nicht schwer zu Abraham zu kommen. Es wäre sehr zu wünschen, daß unsere Gelehrten, welche sich mit Wortableitungen beschäftigen, keine weniger augenscheinlichen und keine weniger gezwungenen angenommen hätten.

Dieser Bruma, dessen Namen jenen von Abraham so sehr ähnelt, vermählte sich mit einer Frau, welche alle Indier Sarasvadi nennen. Der Name dieser Frau giebt meiner ersten Vermuthung ein großes Gewicht. Die beiden letzten Sylben des Wortes Sarasvadi sind in der indischen Sprache eine ehrenvolle Endung; Vadi entspricht ganz genau dem französischen Worte Madame (Herrin). Diese Endsylben finden sich in mehreren Worten ausgezeichneter Frauen; zum Beispiele in jenen von Parvadi, der Gemahlin von Routren; daraus stellt sich nothwendig hervor, daß die beiden ersten Sylben des Wortes Sarasvadi eigentlich den ganzen Namen der Gemahlin Bruma's ausmachen, welche also Sara heißt; Sara aber ist der Name der Gemahlin Abraham's.

Doch zeigt sich noch etwas Auffallenderes. Bruma war bei den Indiern, wie Abraham bei den Hebräern das Haupt mehrerer Casten, oder ver-

schiedener Zünfte. Beide Völker passen sehr genau zusammen in Rücksicht der Anzahl dieser Zünfte. Zu Tichirapali, wo jetzt der berühmteste Tempel von Indien steht, feiert man jährlich ein Fest, wo ein ehrwürdiger Greis vor sich her zwölf Kinder führt, welche nach der Sage der Indier die zwölf Häupter der vorzüglichsten Casten vorstellen. Allerdings behaupten einige Lehrer, dieser Greis befinde sich bei diesem Feste auf der Stelle von Wischnun; aber das Andere ist die gewöhnliche und allgemeine Meinung der Gelehrten und des Volkes, welche Bruma für das Haupt aller Zünfte erklären.

Dem möchte aber seyn, wie ihm wollte, so meine ich dennoch, es sey nicht nöthig, daß Alles von einer und der andern Seite vollständig zusammenpasse, um in der Lehre der Indier jene der alten Hebräer zu erkennen. Die Indier theilten oft unter verschiedene Personen dasjenige, was die Schrift von einer einzigen erzählt; oder sie vereinen in einer einzigen Person, was die Schrift unter mehrere vertheilt; diese Verschiedenheit kann unsere Muthmaßungen nicht umstürzen; sie muß dieselben vielmehr unterstützen; eine ganz gezwungene Uebereinstimmung wäre nach meiner Ansicht nur ein Grund zum Verdacht.

Nach diesen Voraussetzungen fahre ich fort, Hochverehrter! Ihnen zu erzählen, was die Indier

aus der Geschichte Abraham's entnahmen, mochten sie es nun dem Bruma allein, oder irgend einem andern ihrer Götter oder ihrer Helden zuschreiben.

Die Indier verehren das Andenken von einem ihrer Büßer, welcher wie der Patriarch Abraham sich's zur Pflicht machte, seinen Sohn Einem der Götter des Landes zu opfern. Dieser Gott hatte von ihm dieses Schlachtopfer verlangt; aber er begnügte sich mit dem guten Willen des Vaters, und gestattete die Ausführung des Vorhabens nicht. Dennoch behaupten einige, daß Kind sey wirklich getödtet, aber von dem Gott wieder auferweckt worden von den Todten.

Ich fand eine Gewohnheit, welche mich überraschte, in einer der indischen Casten, diese heißt die Caste der Diebe. Man darf nicht glauben, als wenn, weil es bei diesen Völkern eine ganze Zunft von Dieben giebt, alle jene, welche dieses hübsche Gewerbe treiben, in einem besondern Körper sich verbänden, so daß ihnen ein vor allen andern zuständiges Vorrecht zu stehlen zukäme. Damit wollen wir so viel sagen, daß alle Indier dieser Caste wirklich mit einer außerordentlichen Freiheit stehlen, daß sie aber unglücklicher Weise nicht die Einzigen sind, welchen man mißtrauen muß.

Nach dieser Aufklärung, welche mir nothwen-

dig schien, komme ich auf meine Geschichte zurück. Ich fand, daß man bei einer Caste die Gewohnheit der Beschneidung bewahrt; aber sie wird nicht in der ersten Kindheit, sondern im Alter von zwanzig Jahren vorgenommen; auch verpflichtet man nicht alle dazu, denn nur die angesehensten der Caste unterwerfen sich ihr. Dieser Gebrauch gehört zu den sehr alterthümlichen, und es fällt sehr schwer zu entdecken, wie er in der Mitte eines ganz götzendienerischen Volkes sich ausbreitete.

Wir sehen die Geschichte der Sündfluth und des Noe in Wischnou und Sattivarti; wir erblickten die Geschichte des Abraham in jener von Bruma und Wischnou. Sie, Hochverehrter! werden die Geschichte des Moses in den Erzählungen von den nämlichen Göttern finden, und ich bin überzeugt, daß sie Ihnen noch weniger entstellt als die andern erscheinen wird.

Nichts erscheint mir ähnlicher dem Moses, als der Wischnou der Indier in der Verwandlung als Chrichnen. Vor allem heißt Crichnen in der indischen Sprache Schwarz, um anzudeuten, daß er aus einem Lande gekommen, wo die Einwohner diese Farben hatten. Die Indier setzen bei, einer der nächsten Anverwandten der Chrischnen sey in frühester Kindheit ausgesetzt worden in einer kleinen Wiege auf einem großen

Strom, wo er sich in augenscheinlicher Lebensgefahr befand. Man zog ihn heraus, und brachte ihn, da er ein sehr schönes Kind war, zu einer berühmten Prinzessin, welche ihn mit Sorgfalt pflegen ließ, und sich dann mit seiner Erziehung beschäftigte.

Ich weiß nicht warum die Indier sich einfallen ließen, dieß Ereigniß einem Verwandten des Chrichnen lieber als ihm selbst zuzuschreiben. Was sollen wir hier thun? Hochverehrter! ich muß Ihnen die Sachen erzählen, wie ich dieselben finde; um die Aehnlichkeit der Begebenheiten auffallender zu machen, werde ich Ihnen niemals die Wahrheit verbergen. Also nicht Chrichnen selbst, sondern einer seiner Anverwandten erhielt die Erziehung in dem Pallaste einer berühmten Prinzessin. Darin zeigt sich die Aehnlichkeit mit Moses mangelhaft; doch läßt sich dieser Mangel leicht ersetzen.

Chrichnen wurde gleich nach seiner Geburt ebenfalls auf einem großen Strome ausgesetzt, um ihn dem Wüthen eines Königs zu entziehen, welcher nur die Stunde seiner Geburt erwartete, um ihn dem Tode zu überliefern; der Strom öffnete sich aus Verehrung, und wollte mit seinen Wassern einen so kostbaren Schatz nicht beunruhigen. Man hob den Knaben aus diesem gefährlichen Orte, und erzog ihn unter den Hirten. Herangewachsen vermählte er sich mit den Töchtern dieser Hirten und

hütete lange Zeit die Herden seiner Schwiegerväter. Er unterschied sich bald vor allen seinen Gefährten, welche ihn zum Oberhaupte erkohren. Nun vollbrachte er wundervolle Dinge zum Nutzen der Herden und der Hirten; er machte den König sterben, welcher sie mit einem grausamen Kriege überzog; er wurde von seinen Feinden verfolgt, und da er sich in der Unmöglichkeit eines tüchtigen Widerstandes befand, zog er sich gegen das Meer zurück. Dieses öffnete ihm einen Weg durch seinen Busen, in welchem es alle seine Verfolger verschlang. So entgieng er den Leiden, welche man ihm bereitete.

Wer könnte nun noch zweifeln, daß die Indier den Moses kannten unter dem Namen Wischnou in der Verwandlung als Chrimnen? Mit der Kenntniß dieses berühmten Heerführers des Volkes verband sich die Kenntniß mehrerer in seinen Büchern beschriebener Gewohnheiten und mehrerer Gesetze, welche von ihm ausgiengen und nach ihm noch fortbestanden.

Unter die Gewohnheiten, welche die Indier nur von den Hebräern empfangen haben können, und welche noch heut zu Tage in dem Lande fortbestehen, rechne ich die häufigen Bäder, die Reinigungen, eine außerordentliche Scheu vor den Leichnamen, durch deren Berührung sie sich für befleckt halten, die Anordnung und Abschneidung der Casten, endlich das unverbrüchliche Ver-

both der Verehelichung außer seiner Zunft oder besondern Caste. Ich könnte nicht enden, Hochverehrter! wenn ich alle diese Einzelnheiten zu erschöpfen gedächte; ich beschränke mich auf einige Bemerkungen, welche man nicht ganz gewöhnlich in den Büchern der Gelehrten antrifft.

Ich fand unter den Indiern einen sehr geschickten Braminen, welcher mir folgende Geschichte erzählte, deren Sinn er selbst nicht begriff, während er in den Finsternissen des Götzendienstes herumirrte. Die Indier bringen ein Opfer, genannt Ekiam, welches sie von allen als das Höchste ansehen. Sie opfern dabei ein Lamm; man verrichtet zugleich eine Art von Gebeth, in welchem man mit lauter Stimme die Worte ausruft: Wann wird der Erretter geboren? Wann wird der Erlöser erscheinen?

Dieses Opfer eines Schaafes scheint mir viele Aehnlichkeit zu haben mit jenem des Osterlammes. Hier muß man bemerken, daß eben so wie alle Juden ihren Antheil am Opfer zu verzehren die Verpflichtung trugen, eben so auch die Braminen, obschon sie kein Fleisch genießen dürfen, von ihrer Enthaltsamkeit an diesem Tage entbunden werden, um beim Opfer das Ekiam vom Fleische des geschlachteten Lammes zu genießen, welches die Braminen unter sich theilen.

Mehrere Indier bethen das Feuer an; sogar ihre Götter opferten diesem Urstoffe; es besteht sogar eine besondere Vorschrift für das Opfer des Oman, nach welchem man das Feuer stets unterhalten muß und niemals auslöschen darf; wer dem Ekiam beiwohnt, muß alle Morgen und alle Abend Holz zum Feuer legen, damit es fortbestehe. Diese gewissenhafte Sorgfalt entspricht ganz genau dem Gesetze im Leviticum, K. VI. V. 12. 13: Ignis in altari semper ardebit, quem nutriet sacerdos, subjiciens ligna mani per singulos dies. Die Indier giengen noch weiter in Rücksicht des Feuers; sie stürzen sich selbst mitten in die Flammen. Sie, Hochverehrter! denken gewiß wie ich, daß die Indier besser gethan hätten, diese gemeinsame Gewohnheit demjenigen nicht beizufügen, was sie von den Hebräern über diesen Gegenstand empfiengen.

Die Indier haben ebenfalls eine sehr hohe Meinung von den Schlangen; sie glauben, diese Thiere besitzen etwas Göttliches, und ihr Anblick bringe Glück. Darum bethen Viele von ihnen zu den Schlangen und erzeigen ihnen die tiefste Verehrung; aber diese Thiere zeigen sich wenig dankbar, und beißen ganz fürchterlich ihre Anbether. Hätte die ehrene Schlange, welche Moses dem Volke Gottes zeigte, und welche durch den bloßen Anblick heilte, eben so viele Grausamkeit bewiesen wie die lebendigen

Schlangen der Indier, so hätten höchst wahrscheinlich die Hebräer niemals die Versuchung geführt sie anzubethen.

Schließlich bemerken wir die Menschenliebe, welche die Indier gegen ihre Sklaven zeigen; sie behandeln dieselben fast wie ihre eigenen Kinder, sie tragen Sorge für die gute Erziehung derselben; sie versehen dieselben reichlich mit allem Nothwendigen; Nichts fehlt ihnen weder in Kleidung noch Nahrung; sie vermählen dieselben, und fast immer schenken sie ihnen die Freiheit. Scheint es nicht, Moses habe so wie den Israeliten auch den Indiern über diesen Gegenstand die Vorschriften ertheilt; welche wir im Leviticum lesen?

Warum sollte es also so unwahrscheinlich seyn, daß die Indier jemals irgend einige Kenntniß vom Gesetze des Moses erhielten? Was sie noch von ihrem Gesetze und von Bruma, als ihrem Gesetzgeber, erzählen, zerstört nach unserer Ansicht auf eine vollständige Weise Alles, was über den Gegenstand zweifelhaft bleiben möchte.

Bruma brachte das Gesetz den Menschen. Dieses Vedam oder Buch des Gesetzes betrachten die Indier als untrüglich, nach ihnen enthält es das bloße Wort Gottes, kundgemacht von Abadam, das ist, Demjenigen, welcher sich nicht irren kann und nothwendig die Wahrheit aussagt. Das Vedam oder Gesetzbuch der Indier enthält vier

Theile; doch nach der Meinung mehrerer indischer Gelehrten enthielt es ehemals einen fünften Theil, welcher in den Stürmen der Zeit untergieng und nicht mehr aufgefunden werden konnte.

Die Indier hegen eine außerordentliche Verehrung für das Gesetz, welches sie von ihrem Bruma erhielten. Die tiefe Verehrung, womit sie es ablesen hören; die Auswahl der Personen, welche den Vortrag desselben besorgen; die Vorbereitungen, welche man dazu machen muß, und hundert andere ähnliche Umstände passen ganz zu Demjenigen, was die Hebräer in Rücksicht ihres heiligen Gesetzbuches und in Rücksicht seines Verkündigers Moses beobachteten.

Unglücklicher Weise reicht die Verehrung der Indier für ihr Gesetz so weit, daß es für uns zum undurchdringlichen Geheimnisse geworden; doch erfuhr ich davon durch einige ihrer Schriftgelehrten genug, um Ihnen, Hochwürdigster! zu zeigen, daß die Gesetzbücher des sogenannten Bruma nur eine Nachahmung enthalten vom Pentateuche des Moses.

Der erste Theil des Vedam, welchen sie Irrouwuvedam nennen, handelt von der ersten Ursache und von den Vorgängen bei der Schöpfung der Welt. Das Auffallendste, was sie mir davon sagten, bestand darin, daß im Anfange nur Gott war und das Wasser, und daß Gott über den Wassern

schwebte. Die Aehnlichkeit dieses Hauptzuges mit dem ersten Abschnitte der Genesis fällt leicht in die Augen.

Von mehreren Braminen erfuhr ich, im dritten Buche, welche sie Samavedam nennen, befänden sich eine Menge von Vorschriften über die Sittenlehre. Die Nachricht schien mir im genauen Zusammenhange zu stehen mit den sittlichen Vorschriften im Buche Exodus.

Das vierte Buch nennen sie Adaranavedam; es enthält die verschiedenen vorgeschriebenen Opfer, die erforderlichen Eigenschaften der Opferthiere, die Arten des Baues der Tempel und die verschiedenen Feste, welche gefeiert werden sollen. Hierin findet man ohne Zwang die Vorstellung von den Büchern des Leviticum und Deuteronomium.

Damit endlich Nichts für die Ausführung der Paralelle fehle, betrachten wir den Ort der Gesetzgebung, so wie Moses auf dem berühmten Berge Sinai das Gesetz empfieng, so befand sich auch Bruma auf dem berühmten Berge Mahamerou mit dem Vedam der Indier. Dieses Gebirge Indien's ist das nämliche, welches die Griechen Meros nennen, dem Bacchus zum Geburtsorte geben, und als den Aufenthalt der Götter bezeichnen. Die Indier sagen noch heut zu Tage, auf diesem Gebirge befänden sich ihre Chorcam's, das ist die

verschiedenen Paradiese oder Lustgärten, welche sie anerkennen.

Da wir nun so lange von Moses und von dem Gesetz gesprochen, sollen wir nun nicht auch einiges von Maria, der Schwester dieses großen Mannes sagen? Ich mußte mich sehr irren, oder auch ihre Geschichte blieb unsern Indiern nicht ganz unbekannt.

Die Schrift erzählt uns, Maria habe nach dem wunderbaren Durchgange durch das rothe Meer die israelitischen Frauen versammelt, die Werkzeuge der Tonkunst ergriffen, und mit ihren Gefährtinnen die Tänze begonnen, so wie die Gesänge angestimmt zum Lobe des Allmächtigen. Einen sehr ähnlichen Zug erzählen die Indier von ihrer berühmten Lakeoumi. Diese Frau entstieg, so wie Maria die Schwester des Moses, dem Meere durch eine Art von Wunder. Kaum war sie der Gefahr entronnen, so veranstaltete sie eine prachtvolle Versammlung, wo alle Götter und alle Göttinnen beim Klange der Instrumente tanzten.

Gar leicht könnte man, wenn man die Bücher des Moses verläßt, und zu den übrigen Geschichtbüchern der Schrift übergeht, in der Ueberlieferung der Indier noch vieles finden, was meine Vergleichung fortsetzte; aber ich würde fürchten, durch eine zu weit getriebene Genauigkeit, Sie, Hochwürdigster! zu ermüden. Ich werde mich also darauf

beschränken, Ihnen noch eine oder zwei Geschichten zu erzählen, welche am meisten auffallen und am meisten meinen Gegenstand beleuchten.

Die erste bezieht sich auf einen Mann, welchen die Indier unter dem Namen Arichandiren beschreiben. Er war ein König von Indien im hohen Alterthume, und gleicht, mit Ausnahme des Namens und einiger Umstände, fast ganz dem Hiob der Schrift.

Die Götter versammelten sich eines Tages in ihrem Chorcam; oder wenn wir lieber wollen, in dem Paradiese der Wonnen. Devendiren, der Gott des Ruhmes, führte den Vorsitz in der berühmten Versammlung; es befanden sich dabei viele Götter und Göttinnen; auf ihren Plätzen erschienen ebenfalls die berühmten Büßer, vor Allem aber die sieben hauptsächlichen Einsiedler oder Anachoreten.

Nach einigen gleichgültigen Gesprächen warf man die Frage auf: Befindet sich auf Erden unter den Menschen ein fehlerloser Fürst? Fast Alle behaupteten, es gebe nicht einen Einzigen ohne sehr große Fehler; an die Spitze dieser Behauptung stellte sich Vichouva-Moutren; aber der berühmte Vachichten behauptete die entgegengesetzte Ansicht, und erklärte fest, der König Arichandiren, sein Schüler, sey ein vollkommener Fürst. Vichouva-Moutren, welcher nach

seinem befehlhaberischen Gemüthe nicht gerne einen Widerspruch ertrug, gerieth darüber in großen Zorn und versicherte die Götter, er wolle ihnen die Fehler dieses sogenannten vollkommenen Fürsten zeigen, wenn man ihm denselben überlasse.

Vachichten nahm die Herausforderung an, und man beschloß, derjenige von Beiden, welcher unterläge, sollte dem Andern alle Verdienste abtreten, welche er durch lange Büßung erworben. Der arme Archivandiren wurde das Opfer dieses Streites. Vichouva-Moutren stellte ihn auf alle Arten von Proben; er stürzte ihn in die äußerste Armuth; er beraubte ihn seines Königreiches; er ließ den einzigen Sohn, welchen er besaß, sterben; er nahm ihm seine Gattin Chandirandi.

Ungeachtet so vieler Unglücksfälle erhielt sich der Fürst stets in der Ausübung der Tugend mit einem Gleichmuthe der Seele, dessen sogar jene Gottheiten nicht fähig gewesen wären, welche ihn mit so wenig Schonung in Versuchung führten. Aber sie belohnten ihn auch mit der entschiedensten Großartigkeit. Einer der Götter nach dem andern umarmte ihn; sogar die Göttinnen bezeugten ihm ihre Ehrerbiethung. Man gab ihm seine Gattin zurück und erweckte seinen Sohn von den Todten. So übertrug Vichouva-Moutren nach der Uebereinkunft alle seine Verdienste dem Vachichten, welcher damit den König Arichandiren beschenkte;

der Besiegte gieng mit großem Widerwillen, um noch einmal eine lange Bußübung zu machen, und wo möglich eine große Sammlung neuer Verdienste anzulegen.

Die zweite Geschichte, welche ich Ihnen, Hochwürdigster! noch zu erzählen habe, enthält ein größeres Unglück, und gleicht einem Zuge aus der Geschichte Samson's noch mehr, als die Fabel des Arichandiren der Geschichte des Hiob gleicht.

Die Indier versichern, ihr Gott Ramen habe eines Tages die Eroberung von Ceylan unternommen. Dieser Eroberer, obschon er ein Gott war, beschloß sich einer Kriegslist zu bedienen. Er zog ein Heer von Affen zusammen, und gab ihnen zum Feldherren einen ausgezeichneten Affen, welchen sie Anouman nennen, er ließ ihm den Schwanz mit mehreren Stücken von Leinwand einwickeln, worüber man große Gefässe mit Oehl ausgoß; man legte daran das Feuer, und dieser Affe durchlief die Felder, die Saaten des Getraides, die Wälder, die Dörfer und Städte, so daß er überall den Brand verbreitete; er verbrannte alles, was sich auf seinem Wege befand, und verwandelte fast die ganze Insel in Asche. Nach einem solchen Vorgange zeigte die Eroberung keine große Schwierigkeiten, und man durfte kein sehr mächtiger Gott seyn, um sie zu vollenden.

Ich verweilte vielleicht zu lange bei der Uebereinstimmung der Lehre der Indier mit der Lehre des Volkes Gottes. Darum kann ich mich kürzer fassen bei der Behandlung eines andern Gegenstandes, welchen ich so wie den ersten den Einsichten und dem Scharfblicke von Euer Hochwürden und Gnaden zu unterwerfen beschloß. Ich beschränke mich auf einige sehr kurze Betrachtungen, welche mich überzeugen, daß die Indier in dem innersten Lande seit den ältesten Zeiten der Kirche die Kenntniß der Christus-Religion besaßen, und daß sie eben so wohl wie die Bewohner der Küste die Unterweisung erhielten von dem heiligen Thomas und den ersten Schülern der Apostel.

Ich beginne mit der verworrenen Vorstellung, welche die Indier noch jetzt von der allerheiligsten Dreifaltigkeit bewahren, deren Wesen ihnen ehemals gepredigt wurde. Ich sprach schon von den drei Hauptgottheiten der Indier, von Bruma, Wischnou, Routren. Die meisten Heiden sagen allerdings, es seyen drei verschiedene und ganz getrennte Götter. Aber mehrere Nianigueuls oder geistreiche Männer, versichern, diese drei dem Scheine nach getrennten Götter seyen dem Wesen nach nur eine einzige Gottheit; dieser Gott heiße Bruma, wenn er erschafft und seine Allmacht darthut; er nenne sich Wischnou, wenn er die erschaffenen Wesen erhält und Merkmale seiner Güte austheilt;

endlich erhalte er den Namen Routren, wenn er die Städte zerstört, die Verbrecher züchtigt und sie Wirkungen seines gerechten Zornes fühlen läßt.

So erklärte ein Bramine vor einigen Jahren seine Vorstellung vom Geheimnisse der Dreieinigkeit unter den Heiden. Man muß sich, sagte er, Gott und seine drei verschiedenen Namen, welche seinen drei wesentlichen Eigenschaften entsprechen, ungefähr vorstellen, wie die dreiwinklichten Pyramiden oder Spitzsäulen, welche sich vor der Pforte einiger Tempel erheben.

Ich wage es wohl nicht, Hochwürdiger! zu behaupten, daß diese Einbildung der Indier völlig der Wahrheit entspreche, welche die Christen anerkennen; aber wenigstens wird man annehmen, daß sie ehemals reinere Vorstellungen besaßen, und daß diese sich durch die Schwierigkeiten verdunkelten, die in einem Geheimnisse liegen, welches so hoch hinausragt über die schwache Vernunft der Menschen.

Die Fabeln mischen sich noch mehr in das Geheimniß der Fleischwerdung; aber alle Indier stimmen darin überein, daß sie behaupten, Gott sey mehrere Male Fleisch geworden. Fast alle stimmen eben so zusammen, diese Fleischwerdungen dem Wischnou, dem zweiten Gotte ihrer Dreieinigkeit zuzuschreiben. Und niemals wurde nach ihnen dieser Gott Mensch, als in der Eigenschaft des Erretters und Befreiers der Menschen.

Ich fasse mich kurz, wie Hochdieselben bemerken, und gehe zu unsern Sakramenten über. Die Indier sagen, das Bad in gewissen Flüssen lösche gänzlich die Sünden aus, und dieses geheimnißvolle Wasser reinige nicht nur allein die Körper, sondern mache auch die Seelen rein auf eine wunderbarliche Weise. Liegt nicht hierin ein Ueberrest von der Vorstellung, welche man ihnen von der heiligen Taufe mittheilte?

Ich hatte Nichts von der göttlichen Lehre des heiligen Abendmahles und der Eucharistie bemerkt; aber ein bekehrter Bramine deutete mir vor einigen Jahren auf einen Umstand, welcher merkwürdig genug ist, um hier einen Platz zu verdienen. Die Ueberreste der Opfer, und der Reis, welchen man in den Tempeln zum Essen vertheilt, tragen bei den Indiern den Namen Prajadam. Dieses indische Wort bedeutet in unserer Sprache Gottesgnade, und dieß liegt ganz genau auch in dem griechischen Worte Eucharistia.

Noch etwas Merkwürdigeres zeigt die Beicht, und ich glaube darüber mit etwas mehr Ausführlichkeit sprechen zu müssen.

Es gilt als eine Art Hauptgrundsatz bei den Indiern, Derjenige, welcher seine Sünde bekenne, erhalte Verzeihung. Cheira param chounal Tiroum. Sie feiern jährlich ein Fest, während welchem sie beichten an dem Gestade eines Flusses, da-

mit ihre Sünden weggewaschen werden. Bei dem berühmten Opfer Ekiam muß die Gattin des Vorstehers beichten, in das Einzelne der demüthigendsten Fehltritte eingehen und sogar die Zahl ihrer Sünden angeben.

Dritte Erörterung.

Urweltliche Ruinen am Scioto in Amerika.

Th. II. S. 19.

Es ist höchst anziehend, diese Werke an den Gestaden des Scioto näher zu beleuchten. Vor Allem, und aus tausend Gründen ist es klar, daß man sie den jetzigen Wilden in Amerika nicht zuschreiben kann. Ueberdem erzählen einige Völkerstämme einstimmig, ihre Voraltern hätten, als sie nach Westen zur Niederlassung in die Einöde gezogen, die Ruinen schon ganz so gefunden, wie wir sie heut zu Tage erblicken.

Sind es vielleicht mexikanische Werke? Aber man fand nichts Aehnliches in Mexico, eben so wenig in Peru. Diese Denkmale scheinen Eisen zu erfordern, und größere Fortschritte, als wir in beiden Haupt-

reichen der Neuen Welt antreffen. Die Herrschaft des Montezuma reichte nicht so weit nach Morgen; denn als die Natchez und Chicassas Neu-Mexico verließen, gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, fanden sie an den Gestaden des Meschacebe *) nur herumschweifende und freie Horden.

Man wollte diese Art von Festungswerken dem Ferdinand von Soto zuschreiben. Aber welche Unwahrscheinlichkeit, daß dieser Spanier, welcher nur eine handvoll Abentheurer mit sich führte, und drei Jahre in den beiden Florida's zubrachte, jemals Arme und Stunden genug gefunden habe, um diese ungeheuern Werke aufzurichten? Ueberdem widerspricht die Gestalt der Gräber und mehrerer anderer Theile dieser Ruinen gänzlich den Sitten und Künsten der Europäer. Ferner ist es eine ausgemachte Thatsache, daß der Eroberer von Florida nicht weiter vordrang als bis Chattafallai, einem Dorfe der Chicassas, an einem der Aeste des Mau-

---

*) Bärtiger Vater der Flüsse, dieß ist der wahre Name des Missisippi oder Mechassipi. Ueber unsere Berichte lese man Dübrat, Charlevoix u. s. w. Auch sehe man die letzten Reisenden in Amerika, wie Bertram, Imley u. s. w. Auch sprechen wir nach unserer eigenen Erfahrung, welche wir an Ort und Stelle selbst machten.

bile. Aber diese Denkmale reichen viel weiter zurück als in die Tage, wo man Amerika entdeckte. Wir sahen auf diesen Ruinen eine verfaulende Eiche, welche emporgetrieben hatte aus den Trümmern einer andern an ihren Füßen niedergestürzten Eiche, wovon man nur noch die Rinde bemerkte; diese hatte sich wieder erhoben über einer dritten, und diese dritte über einer vierten. Der Standpunkt der beiden letztern bezeichnete sich noch durch den Zwischenschnitt zweier Kreise eines rothen und versteinerten Faulbaumes, welchen man in gleicher Linie mit der Erde fand, wenn man einen dichten Humus von Laubwerk und Moosen hinwegräumte. Man gebe nur drei Jahrhunderte Leben jeder dieser vier Eichen nach ihrer Folgenreihe, so hat man schon einen Zeitraum von zwölf hundert Jahren, welchen die Natur auf diesen Ruinen eingrub.

Wenn wir diese geschichtliche Untersuchung fortsetzen (woraus keineswegs das hohe Alter des Menschengeschlechtes folgen soll) so finden wir keine Entscheidung über das Volk, welches diese alten Denkmale errichtet hat. Die Jahrbücher der Wälschen sprechen von einem gewissen Madoc, dem Sohne eines Prinzen von Wallis, welcher unzufrieden mit seinem Vaterlande im Jahre 1170 sich einschiffte, nach Westen segelte, Irland gegen Norden ließ, eine fruchtbare Landschaft entdeckte, nach England zurückkam, aus welchem er mit zwölf

Schiffen in das neu aufgefundene Land absegelte. Man behauptet, es gebe noch an den Quellen des Missouri wilde Weiße, welche celtisch sprechen und christlich seyen. Daß Madoc und seine Gefährten, wenn sie wirklich nach der Neuen Welt gekommen, die ungeheuern Werke am Ohio nicht zu erbauen vermochten, dieß bedarf nach meiner Meinung keine besondere Untersuchung.

Gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts entdeckten die Dänen, welche damals große Seefahrer waren, Island; von da setzten sie über in ein Land nach Westen, welches sie Vinland nannten, gleichsam Weinland, weil sie daselbst eine Menge Weinstöcke wildwachsend in den Wäldern fanden.*) Man kann nicht zweifeln, daß dieses Festland Amerika gewesen, und daß die Eskimos von Labrador Abkömmlinge der Abentheurer aus Dänenmark seyen. Man behauptet, auch die Gallier hätten in der Neuen Welt gelandet. Aber weder die Scandinavier, noch die Celten aus Armorika oder Neustrien hinterließen Denkmale ähnlich denjenigen, deren Begründer wir jetzt zu entdecken suchen.

Wenn wir von unsern neuzeitlichen Völkern zu den alterthümlichen Völkern übergehen, so meint

*) Mall. Einleitung in die Geschichte von Dänemark.

man vielleicht, die Phöniker oder Karthager seyen bei ihrem Handel nach Bätica, oder nach den britischen Inseln, nach den Cassiteriden und längs der Westküste von Afrika von den Stürmen an die Neue Welt verschlagen worden.*) Es giebt sogar Schriftsteller, welche behaupten, die Karthager hätten regelmäßige Niederlassungen besessen, welche später aus Staatsgrundsätzen des Senates verlassen wurden.

Wenn die Dinge sich so verhalten, warum fand man denn keine einzige Spur von phönikischen Sitten bei den Karaiben, bei den Wilden von Guiana oder Paraguai, oder in den beiden Florida's? warum befinden sich die Ruinen, von welchen wir sprechen, in dem Innern des nördlichen Amerika's, nicht aber in dem südlichen Amerika an jener Meeresküste, welche Afrika gegenüber steht?

Andere Schriftsteller geben den Vorzug den Hebräern, und meinen, das Orphir der heiligen Schriften befände sich in dem westlichen Indien. Colombo sagte sogar, er habe die Ueberreste der Feueressen des Salomo in den Bergschachten von Cibao angetroffen. Man könnte hier noch beifügen, man habe bei den Wilden mehrere Gewohnheiten

---

*) Vid. Strab. Prob. Hann. Periplus d'Anvill. etc. etc.

angetroffen, welche auf jüdischen Ursprung hindeuten; z. B. die Gewohnheit, die Gebeine des Opferthieres bei den heiligen Gastmahlen nicht zu zerbrechen, das ganze Opfer aufzuessen, und für die Frauen Zufluchtstätten zu haben, gleichsam Hütten der Reinigung. Unglücklicher Weise enthalten diese Bemerkungen wenig Kraft, denn man könnte fragen, warum denn die Sprache und die Gottheiten der Huronen eher griechisch als jüdisch erscheinen? Muß es nicht auffallen, daß Ares-Koui als Kriegsgott erscheint in der Festung des Atheniensers wie in einem Bollwerke des Irokesen? Doch lassen die scharfsinnigsten Forscher jeden Tag die Hebräer nach Louisiana ziehen; denn sie zeigen ganz klar, Orphir befinde sich an der Küste von Afrika. (Saur. d'Anvill.)

Die Aegypter erscheinen also als das letzte Volk, dessen Ansprüche noch zu prüfen übrig bleiben.*) Sie eröffneten, verschlossen und ergriffen wieder wechselweise den Handel von Taprobane in dem persischen Meerbusen. Kannten sie darum den vierten Welttheil,

*) Wir sprechen nicht von den Griechen (eben so wenig von den Bewohnern der Insel Rhodus) obschon sie durch Geschicklichkeit im Seewesen sich auszeichneten; denn sie wagten sich selten hinaus über das Mittelmeer.

und kann man ihnen Denkmale zuschreiben in der Neuen Welt?

Wir antworten, daß die Ruinen am Ohio keine Mahnung an ägyptische Baukunst geben. Die Gebeine, welche wir darin antreffen, sind nicht einbalsamirt. Die Skelette oder Knochengerippe liegen der Länge nach, sind weder aufgerichtet noch sitzend. Aber durch welchen unbegreiflichen Zufall findet man kein einziges dieser alterthümlichen Werke von dem Gestade des Meeres an bis zu den Alleganys? und warum stehen sie Alle hinter dieser Gebirgskette? Was immer für einem Volke man diese in Amerika gegründete Niederlassung zuschreiben mag, so muß doch diese Niederlassung, ehe sie einen Raum von mehr als vier hundert Meilen bis zu den Flüssen durchwanderte, wo man diese Denkmale antrifft, die Fläche bewohnt haben, welche von dem Fuße der Gebirge bis zu den Sandufern des atlantischen Meeres sich hinstreckt. Dann könnte man etwa mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, das alte Gestade des Oceans habe ganz bis zu dem Fuße der Apalachen und der Alleganys hingereicht; Pensylvanien, Maryland, Virginien, Carolina, Georgien und die Florida's seyen Landstrecken, welche das Wasser erst neuerlich verlassen.

Vierte Erörterung.

Metaphysische Beweise für Gottes Daseyn.

Th. II. S. 42.

Es ist zweckdienlich die metaphysischen Beweise von Gottes Daseyn und von der Unsterblichkeit der Seele abgesondert zu beleuchten, um Dasjenige vollständig zu machen, was wir bereits über diesen großen Gegenstand angaben.

Alle abstrakten, allgemein aufgefaßten Beweise für das Daseyn Gottes entspringen aus drei Quellen: Der Grundstoff, die Bewegung, der Gedanke.

Die Materie oder der Grundstoff.

Erster Hauptsatz. Irgend Etwas bestand von Ewigkeit.

Beweise davon hergenommen, daß etwas wirklich besteht Sey es Gott oder Grundstoff, darauf kommt es jetzt nicht an.

Zweiter Hauptsatz. 1. Etwas bestand von Ewigkeit, und 2. dieses ewig bestehende

Wesen ist unabhängig und unveränderlich.

Beweise. Sonst müßte man eine unendliche Reihe von Ursachen und Wirkungen annehmen ohne erste Ursache, was sich widerspricht. Man beweiset es

Weil, wenn die Reihe der unabhängigen Wesen Eins und All ist, sie außer sich selbst keinen Grund ihres aufeinanderfolgenden Daseyns haben kann, da sie das All umfaßt. Nun aber

Ist es einleuchtend, daß jedes Wesen in der fortschreitenden Kette nicht inner sich selbst den wirksamen Grund seines Daseyns enthalte; denn es ist hervorgebracht durch ein vorhergehendes Wesen. Darin liegt ein offenbarer Widerspruch.

Einwurf. Man sagt: Die Nothwendigkeit ganz allein macht, daß diese Wesenkette wirklich im Daseyn ist.

Antwort. Wesen, welche von einander abhängen, können daseyn oder nicht daseyn. Darin liegt keine Nothwendigkeit; also wäre die Ursache dieses Daseyns gegründet auf Nichts. (Abgeschmacktheit.) Folglich bestand seit aller Ewigkeit ein Wesen unabhängig und unveränderlich, welches die erste Ursache der Erzeugung der Wesen in sich enthielt.

Dritter Hauptsatz. 1. Irgend etwas besteht von Ewigkeit. 2. Dieses ewig bestehende

Wesen ist unabhängig und unveränderlich. 3. Dieses unabhängige und unveränderliche Wesen kann die Materie oder der Körperstoff selbst nicht seyn.

Erster Beweis. Wäre dieß, so bestände die Materie nothwendig und durch sich selbst; die bloße Voraussetzung, sie bestehe nicht, würde einen Widerspruch in sich selbst enthalten. Nun aber ist erwiesen

Daß die Art ihres Daseyns keineswegs von solcher Beschaffenheit ist, denn man kann sich ohne allen Widerspruch vorstellen, daß die Materie oder der Körperstoff gar nicht bestehe, oder ganz anderst sey als er ist. Allerdings

Der Stein, welchen wir unter unsern Füßen fortstoßen, besteht nicht nothwendig, denn man kann sich denselben sehr wohl entweder vernichtet oder völlig verändert denken, ohne daß dadurch irgend eine Veränderung im Weltall vorgehe. So zeigt es sich von Gegenstand zu Gegenstand, und es ist so klar wie der Tag, daß das Daseyn des Körperstoffs keine Nothwendigkeit enthalte.

Zweiter Beweis. Ueberdem kann man sich die ewige Dauer des Körperstoffes nicht auf eben die Art vorstellen, wie man sie bei Gott denkt. Dieser kann bei der Einfachheit und Unausgedehntheit seines Wesens sich dem Gedanken darstellen als

zugleich bestehend in Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Aber die Andauer des Körperstoffs kann nur fortschreitend erscheinen; denn er hat die Ausdehnung und die Maße der Körper; er erhält sich durch Zerstörungen und Zeugungen; er besteht nur in dem schwebenden Augenblicke, und wie der Mensch gelangt er zur Zukunft, indem er die Vergangenheit verliert.

Ist aber die Ewigkeit aufeinander folgend, wie man sie bei den Gegenständen des Körperstoffes darzuthun vermag, so enthält sie endlose Jahrhunderte.

Endlose Jahrhunderte können aber nicht erschöpft werden, oder sie wären nicht endlos.

Folglich könnte der Körperstoff, da seine Ewigkeit als eine aufeinander folgende erscheint, nicht bis zu unsern Tagen gelangt seyn, denn man müßte voraussetzen, sie habe endlose Jahrhunderte überschritten; endlose Jahrhunderte aber, welche sich überschreiten ließen, wären nicht endlos. *)

Dritter Beweis. Giebt es nur einen Körperstoff in der Natur, und besteht dieser Körperstoff nicht durch Nothwendigkeit (was schon

---

*) Abbadie.

einen Widerspruch in sich enthält) was macht denn die Wesen fortdauern?

Giebt es nicht eine nothwendige Gewalt, welche Alles durch ihre alleinige Kraft und ihren alleinigen Willen erhält, so ist die Zusammenhängung der Körpertheile unmöglich. Mein Arm muß in Staub verfallen, wenn die Atome oder Urtheilchen, aus denen er besteht, nicht ohne Unterlaß gezwungen werden zusammenzuhängen, oder vielmehr wenn nicht ohne Unterlaß die Schöpfung an ihnen fortwirkt. *) Aber diese nothwendige Gewalt kann nicht der Körperstoff selbst seyn, denn dieser ist nicht nothwendig im Daseyn, und besitzt nicht selbst den Zusammenhang der Theile. Endlich kann dieser erhaltende Wille nicht von dem Körperstoffe ausgehen; denn der Körperstoff oder die Materie ist ein ganz leidendes und willenloses Wesen.

Daraus schließen wir, daß das ursprüngliche, unabhängige unveränderliche Wesen nicht der Körperstoff oder die Materie seyn könne.

Vierter Hauptsatz. 1. Irgend etwas besteht von Ewigkeit. 2. Dieses ewig bestehende Wesen ist unabhängig und unveränderlich. 3. Dieses unabhängige und unveränderliche Wesen kann

---

*) Descartes.

die Materie oder der Körperstoff selbst nicht seyn.

4. Es ist nothwendig nur Eines.

Erster Beweis. Wenn zwei unabhängige erste Wesen zugleich bestehen, so kann auch das eine ebenso für sich allein bestehen; denn es ist nicht von der nähmlichen Natur wie das andere; daraus folgt, daß weder das eine noch das andere dieser ersten Wesen nothwendig besteht. Was wird also der Körperstoff und jenes Wesen, welches von Ewigkeit bestehend erwiesen ist, aus dem einzigen Grunde, weil etwas besteht?

Zweiter Beweis. Wenn zwei erste Wesen zugleich bestehen, wer hat denn die Materie als Grundstoff geordnet?

Gott kann es nicht seyn, denn er kennt das andere erste Wesen nicht, und er hat kein Recht auf dasselbe. *)

Ist der Grundstoff unerschaffen, so kann ihn Gott weder bewegen, noch in eine andere Gestalt bringen; denn Gott kann ihn nicht weise anordnen ohne ihn zu kennen; er kann ihn aber nicht kennen, wenn er ihn nicht geschaffen hat; denn da er durch sich selbst ein unabhängiges Wesen, kann er nur aus sich seine Erkenntnisse ziehen,

---

*) Bayle, Article Anaximandre.

nichts aber kann auf ihn wirken, um ihn aufzuklären. *)

So verschwindet jenes Schreckbild der Schule der Gotteslaugner: Ex nihilo nihit fit, Aus Nichts wird Nichts. Wenn Gott besteht, so ist die Materie als Körperstoff nicht ewig, und eine Schöpfung war nöthig. Setzt man, Gott bestehe nicht, so fällt man in den ewigen Kreis.

Das Wesen, welches von Ewigkeit besteht, ist also nothwendig Eines.

Der einzige Einwurf, welchen man hier machen könnte, käme aus dem Spinozism, welcher Gott und Stoff in Einheit oder als Eins setzt. Doch man kennt die ganze Abgeschmacktheit dieser Meinung. Man lese Bayle in dem Artikel Spinoza.

Fünfter Hauptsatz. 1. Irgend Etwas besteht von Ewigkeit. 2. Dieses von Ewigkeit bestehende Wesen ist unabhängig und unveränderlich. 3. Dieses kann der Körperstoff selbst nicht seyn. 4. Es ist nothwendig Eins. 5. Es ist nicht eine blinde Kraft, ohne Wahl und ohne Wille.

Beweise. Wenn die höchste Ursache ohne

*) Malebranche.

Freiheit ist, so konnte eine Sache, welche nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke besteht, niemals bestehen; denn

Wenn die Macht der obersten Ursache von der nothwendigen Verkettung der Wesen kommt, so besteht Alles, was besteht, durch eine strenge Nothwendigkeit; ist aber diese Nothwendigkeit streng, wie könnte es eine Zeit geben, wo diese Sache nicht bestand?

Setzt man aber diese Nothwendigkeit des Daseyns auf einen bestimmten Anfangspunkt in der Reihenfolge der Zeiten, so spricht man ganz widersinnig. Denn in dem Falle eines Daseyns mit unbedingter Nothwendigkeit giebt es keine Folge der Zeiten. Die Zeiten sind Eins und All.

Ferner:

In der Welt zeigt sich kein Anschein einer unbedingten Nothwendigkeit. Jeglicher kann sich die Dinge auf eine ganz andere Weise und in einer ganz andern Ordnung vorstellen, als wir sie jetzt erblicken; aber man bemerkt eine Nothwendigkeit des Zusammenpassens, verhältnißmäßig zu den Gesetzen der Uebereinstimmung und Schönheit. Diese Nothwendigkeit des möglich Besten bei den Wesen ist sehr würdig einer denkenden Ursache und sehr verträglich mit der Freiheit.

Noch weiter:

Das denkende Wesen beweiset ebenfalls seine

Freiheit durch die Endursachen. Kein Gotteslängner läßt sich einfallen jetzt zu behaupten, wie einst Epikuros, das Auge sey nicht gebaut um zu sehen, und das Ohr sey nicht gebaut um zu hören. Es würde genügen, diesen Ungläubigen zu den Anatomen oder Zergliederern zu senden.

Endlich:

Wenn die erste Ursache aus Nothwendigkeit handelt, so wäre keine Wirkung dieser Ursache begränzt. Eine Natur, welche nothwendig wirkt, wirkt stets mit ihrer ganzen Macht. Aber eine unbegränzte Natur, welche zugleich auf alle Arten und mit aller ihrer Macht wirkt, könnte niemals ein Wesen vervollständigen, denn sie würde endlos beisetzen nach den Verhältnissen ihrer Unendlichkeit; es gäbe also keinen endlichen Gegenstand im Weltall, was offenbar abgeschmackt ist.

Also ist die erste Ursache nicht eine blinde Kraft ohne Wahl und ohne Wille.

Sechstter Hauptsatz. 1. Irgend etwas besteht von Ewigkeit. 2. Es ist unabhängig und unveränderlich. 3. Es kann nicht der Körperstoff selbst seyn 4. Es ist nothwendig Eins. 5. Es ist nicht eine blinde Kraft ohne Wahl und ohne Wille. 6. Es besitzt eine unendliche Gewalt.

Beweise. Diese Gewalt kann sich nur ausdehnen über zwei Arten von Wesen, welche alle

Dinge umfassen, nämlich die materiellen oder körperlichen Wesen und die immateriellen oder unkörperlichen Wesen.

In Rücksicht der ersten:

Wir wissen bereits, daß die alleinige nothwendige Ursache die Materie oder den Körperstoff erschaffen haben muß, und daß sie folglich die unbedingte Herrin derselben ist.

In Rücksicht der zweiten:

Wir werden anderswo erweisen, daß Gott allein sie zu erschaffen vermochte, was sich bei der Untersuchung über die Natur des Gedankens im Menschen hervorstellen wird.

Siebenter und letzter Hauptsatz.

1. Irgend Etwas bestand seit aller Ewigkeit. 2. Dieses seit aller Ewigkeit bestehende Etwas ist unabhängig und unveränderlich. 3. Dieses unabhängige und unveränderliche Wesen ist etwas Anderes als die Materie oder der Körperstoff. 4. Dieses von dem Körperstoffe verschiedene Wesen ist nothwendig Eins. 5. Dieses nothwendig einzige Wesen ist nicht eine blinde Kraft ohne Wahl und ohne Wille. 6. Dieses nothwendig einzige Wesen ist aber eine unendliche Gewalt. 7. Diese unendliche Gewalt ist unendlich in Weisheit, Güte, Gerechtigkeit u. s. w.

Beweise. Sie kommen

Apriori, aus Verstandesbegriffen

1. Weil ein vollkommen denkendes Wesen seine eigenen Fähigkeiten kennen muß, und da es unbegränzt an Macht ist, so kann Nichts es hindern, dasjenige zu thun, was das Beste und das Weiseste ist.

2. Weil das unendliche Wesen, indem es alle Uebereinstimmungen und Verhältnisse der Dinge kennt, und indem es von der Wahrheit niemals abgewandt wird weder durch Leidenschaften, noch durch Gewalt oder Unwissenheit, stets handeln muß übereinstimmend mit den Eigenschaften der Dinge.

A posteriori, aus Erfahrungssätzen

Die Beweise für die Güte, für die Weisheit, für die Gerechtigkeit Gottes kommen aus der Schönheit des Weltalls.

Fassen wir Alles zusammen.

1. Irgend Etwas bestand seit aller Ewigkeit.
2. Das seit aller Ewigkeit bestehende Etwas ist unabhängig und unveränderlich.
3. Die Materie oder der Körperstoff kann dieses unabhängige und unveränderliche Wesen nicht seyn.
4. Das von der Materie verschiedene Wesen ist nothwendig nur Eines.
5. Es ist nicht eine blinde Kraft.
6. Es ist allmächtig.
7. Es besitzt höchste Weisheit, Güte, Gerechtigkeit.

Es ist Gott.

Die Bewegung.

Woher kommt die Bewegung des Körperstoffes?

Erster setzender Schluß (modo ponente)

Entweder ist ihm die Bewegung wesentlich, oder sie ist ihm mitgetheilt.

Ist die Bewegung dem Körperstoffe wesentlich, so müssen seine Theile nothwendig stets in Bewegung sich befinden;

Die gewöhnlichste Erfahrung beweiset aber, daß Körper in Ruhe sich befinden;

Folglich ist die Bewegnng dem Körperstoffe nicht wesentlich;

Also ist sie ihm mitgetheilt.

Zweiter aufhebender Schluß (modo negante). Wenn die Bewegung dem Körperstoffe wesentlich ist, so müssen alle seine Theile ununterbrochen und gleichmäßig nach allen Seiten streben;

Aber aus dieser ewigen Bewegung entspringt die ewige Ruhe.

Also herrscht gänzliche Ruhe im Weltall (abgeschmackt.)

Dritter beweisender Schluß (modo

demonstrativo) die Bewegung hat nach ihrer bekannten Natur keine Regelmäßigkeit;

Sie zeigt sich nach allen Richtungen und nach allen Geschwindigkeiten;

Sie eilt nach der Tangente; sie schneidet sich nach der Secante; sie senkt sich nach der Perpendiculare; sie rollt nach dem Zirkel; sie gleitet hin nach Ellipse oder Parabole;

Sie theilt sich mit durch Stoß; sie nimmt neue Richtungen, nach dem Widerstande oder dem Zurückstoßen der Körper;

Die Bewegungs-Gesetze der Gestirne, der Sonne, der Planeten erfüllen sich in unveränderlicher geometrischer Regelmäßigkeit;

Also können diese Gesetze gleichbleibender und regelmäßiger Bewegung nicht herstammen aus der verworrenen und ungeordneten Bewegung des Körperstoffes.

Aus diesen drei Schlüssen folgt, daß die Bewegung dem Körperstoffe nicht wesentlich angehört:

1. Weil viele Körper in Ruhe sich befinden.
2. Weil die allgemeine Bewegung eine allgemeine Ruhe hervorbrächte, welche der Erfahrung widerspricht.
3. Weil die ungeregelte Bewegung des Körperstoffes niemals betrachtet werden kann als Schöpferin

der Ordnung im Weltall. Eine Ursache kann niemals eine Wirkung hervorbringen, von welcher sie nicht in sich selbst die Grundanlage enthält; denn sonst gäbe es eine Wirkung ohne Ursache. Ein Zusammengesetztes kann keine Früchte haben, welche sich nicht in seinen einfachen Urstoffen vorfinden. Wäre endlich die Bewegung eine Eigenschaft, welche in dem Körperstoffe oder in der Anordnung seiner Theile selbst läge, hätten nicht die geschicktesten Mechaniker, welche seit so langen Zeiten die ewige Bewegung (Perpetuum Mobile) suchen, höchst wahrscheinlich schon die Maschine gefunden, um jenes ewig Bewegliche untrüglich darzustellen? Aber die Erfahrung bewies bis jetzt die Nothwendigkeit eines äußern Bewegers.

Aus diesen Gründen muß man schließen, es gebe irgendwo außer der Materie eine bewegende Kraft, einen allgemeinen Urgrund der Bewegung, welcher zugleich ganz unveränderlich, und dennoch ewig regsam ist,

Dieß ist Gott.

Aufklärungen über diese letzten Beweise in Rücksicht der Bewegung.

Die Bewegung des Körperstoffes lieferte einen unwiderleglichen Beweis für das Daseyn Gottes; es ist nützlich, noch einiges Licht darüber zu verbreiten.

Um die Unmöglichkeit der Bildung der Welten durch Bewegung und Zufall zu zeigen, zieht Cicero aus den Buchstaben des Alphabets jenen bekannten Einwurf:

« Muß ich nicht erstaunen, sagt er, daß irgend ein Mensch sich überreden will zu glauben, es gebe gewisse feste und untheilbare Körperchen, welche sich durch ihr natürliches Gewicht von selbst bewegen und durch ein glückliches Zusammentreffen eine Welt von so vieler Schönheit bilden? Wer dieß für möglich hält, warum sollte er nicht glauben, man könne eine Menge Zeichen von Gold oder irgend einem andern Stoffe, welche die ein und zwanzig Buchstaben vorstellen, auf die Erde hinwerfen, und sie könnten in einer solchen Ordnung hinfallen, daß man daraus die Jahrbücher des Ennius zu lesen vermöchte? Ich zweifle sehr, ob der Zufall jemals glücklich genug zusammenträfe, um einen einzigen Vers hervorzubringen. Aber wie können diese Menschen behaupten, solche Körperchen ohne Farbe, ohne Beschaffenheit, ohne Gefühl, welche bloß nach dem Zufalle umherschweben, hätten diese Welt gebildet, oder vielmehr sie brächten in jeglichem Augenblicke unzählbare Welten hervor, welche wieder an die Stelle von andern treten? Wie!

---

*) Cic. de Nat. Deor.

wenn das Zusammenwirken der Atome oder Urkörperchen eine Welt hervorbringen kann, warum sollte es nicht leichter einen Säulengang, einen Tempel, ein Haus, eine Stadt hervor bringen?»

Diese Abgeschmacktheit, welche dem römischen Redner so gerechter Weise auffiel, wurde auch von Bayle aufgefaßt. Wir führen Bayle gern an, wenn wir mit Gotteslängnern sprechen. «Dieser Dialektiker, sagt Leibnitz, geht gern von Weiß auf Schwarz über; er eignet sich Alles an, was ihm paßt, um irgend einen vorgesetzten Gegner zu bekämpfen, da er nur beabsichtigt, die Philosophen in Verwirrung zu setzen und die Schwachheit der Menschenvernunft zu zeigen. Niemals behaupteten Arkesilaos und Karneades das Für und Wider mit mehr Geist und mit mehr Beredsamkeit.» *)

Ueber die Nothwendigkeit einer verständigen Ursache spricht Bayle also: **) «Da nach der Meinung aller Sekten und Parteien die Gesetze der Bewegung nicht vermögen, ich will nicht sagen, ein Mühlwerk, eine Räderuhr, sondern auch nur das kleinste Werkzeug in der Werkstätte eines Schlossers hervorzubringen, wie sollten sie im Stande seyn, hervorzubringen den Leib eines Hundes, oder nur

*) Leibn. Theodic. P. III. §. 353.
**) Bayle Art. Sennert. Note C.

eine Rose und einen Granatapfel? Wenn man auf die Gestirne oder auf die substanziellen Formen zuruckgeht, so erwählt man eine erbärmliche Zufluchtstätte. Hier muß man eine Ursache setzen, welche eine Vorstellung ihrer Arbeit besitzt und die Mittel der Ausführung erkennt. Dieß erscheint als nothwendig bei Denjenigen, welche eine Uhr und ein Schiff verfertigen; wie vielmehr muß es also bestehen bei Demjenigen, welcher den Gliederbau der lebendigen Wesen hervorbringt.»

Bayle führt diesen Grundgedanken auch also aus: *) «Wenn man den geraden Weg verläßt, nämlich das System eines Gottes als freien Schöpfers des Weltalls, muß man nothwendig in die Vielfältigkeit der Urgründe verfallen; man muß zwischen ihnen Antipathieen und Sympathieen, das ist, Gegensätze und Uebereinstimmungen annehmen; man muß sie als unabhängig von einander in Rücksicht auf Daseyn und Thatkraft, und dennoch als fähig setzen sich wechselseitig zu schaden mit Aktion und Reaktion, das ist, Wirkung und Gegenwirkung. Man frage dann aber niemals, warum in gewissen Fällen der Erfolg der Gegenwirkung vielmehr dieser als jener sey, denn man kann einen Grund von

*) Bayle Art. Democr. Note R.

den Eigenschaften einer Sache nur dann angeben, wenn sie frei hervorgebracht ist durch eine Ursache, welche bei der Hervorbringung ihre Beweggründe und Absichten hatte.»

Crousaz macht zu dieser angeführten Stelle Bayle's eine Reihe von bedeutungvollen Zusätzen: *) «Wenn man die Atome oder Urkörperchen als wenig im Daseyn und als ewig in Bewegung setzte, so könnte man wohl schließen, daß sie durch Annäherung gewisse Massen bilden, und daß diese Massen, wenn man will, auch gewisse Wirkungen hervorzubringen vermöchten. Aber von da ist es noch unendlich weit bis zu der Voraussetzung, daß diese Massen, welche durch den zufälligen Wurf der Urkörperchen sich bildeten, eine geregelte Wirksamkeit annehmen, und daß die Eigenschaften der Einen genau so sich ausbildeten, um zum Gebrauche der Andern zu dienen.

«Man bringe zehn Blättchen, und zeichne sie von innen nach der Ordnung von 1 bis 10. Man rüttle sie, und bemerke, wie oft man ziehen muß, um sie in solcher Ordnung herauszuheben, daß genau 1 zuerst, dann 2, ferner 3, und so alle 10 regelmäßig nach einander kommen.

---

*) Crousaz Exam. Pyrrhon. S. VIII. P. 426.

«Wären zwanzig, dann würde die Sache nicht nur zwei Male schwieriger, sondern ohne Vergleichung öfter, wie Diejenigen beweisen, welche die abstrakte Theorie der Combinationen studierten. Fünf Sachen gemischt zu 2 und 2 geben 15 Zusammensetzungen; zu 3 35; zu 4 70; zu 5 126; zu 6 210; zu 7 330.

«Die Schwierigkeit mehrere Sachen ohne die Hülfe des Verstandes zu reihen nach einer mit der Zahl der Dinge wachsenden Ordnung, vergrößert sich nach einem ungeheuern Verhältnisse. Um eine Anordnung einer unendlichen Menge ungeordneter Theile ohne Hülfe von Verstand und Auswahl zu machen, müßte man unendliche Male unendliche Schwierigkeiten überwinden. Ja! welche Ausdehnung von Verstand wäre nicht nöthig, um in eine ausgesuchte Ordnung, in eine sich selbst erhaltende Ordnung eine Unendlichkeit von Dingen zu bringen, deren jedes außer seinem Platze eine Ursache von Unordnung enthielte? Man rechne so viele Buchstaben, als in einer Zeile sich befinden; man werfe die Blättchen, worauf sie einzeln stehen, ungesehen durch einander; kaum wird man durch Anwendung eines ganzen Lebens auf Würfe und Versuche Einmal dahin gelangen, diese Linie lesbar herauszubringen. Die Schwierigkeit wäre vielmehr als verdoppelt, wenn man so den Sinn von zwei Linien durch Würfe herausbringen wollte; bis wohin würde

die Schwierigkeit steigen, wenn man ohne Hülfe des Verstandes nur eine einzige Seite herauszubringen suchte? Könnte der zufällige Zusammenstoß wohl jemals endlich ein Buch hervorbringen? Eine in Vollkommenheit unendliche Ursache allein kann die Schwierigkeiten lösen, welche aus einer unendlichen Verworrenheit hervorgehen.

«Ich will ein leichtes Beispiel angeben von der Veränderung und Mannigfaltigkeit der Zusammensetzungen. a und b setzen sich auf zwei Arten zusammen, ab, ba. abc auf sechs, ab, ac, ba, bc, ca, cb und dieß schon ohne Wiederholung; abcd auf vier und zwanzig, acbd, abdc, acbd, acdb, adbc, adcb, dieß sind sechs. Eben so viele giebt es, wenn man anfängt mit b, eben so viele mit c, eben so viele mit d.

«Eine Unendlichkeit zusammengesetzt von 2 zu 2 gienge ins Unendliche; zusammengesetzt von 3 zu 3 ebenfalls ins Unendliche und in ein noch größeres Unendliches; alle zusammengesetzt reichten in eine Unendlichkeit unendlicher Arten. Welche Quelle von Verwirrung, welche Unendlichkeit von Unordnungen und wie viele unendliche Arten, zu welchen die Möglichkeiten von Chaos und Irrsaal sich erheben! Wenn diese Verwirrung sich nicht plötzlich in Regelmäßigkeit verwandelt, so wird sie fortbestehen; denn jeder geringe Anfang von Regel-

mäßigkeit würde bald zerstört werden durch die Stöße der bleibenden unendlichen Verwirrung.

«Behaupten, in der unendlichen Folgenreihe der Zeiten komme endlich die geregelte Folge an die Reihe, dieß hieße eine unendliche Regelmäßigkeit in der Verwirrung voraussetzen, denn es hieße voraussetzen, daß alle verschiedenen Zusammensetzungen im Unendlichen sich mit Ordnung gefolgt seyen, daß also die regelmäßige Zusammensetzung an ihrem Platze erschien, daß dieser Platz ihr in der Folgenreihe angewiesen war, wo die Zusammensetzungen eben so in Ordnung geschehen, als wenn ein Verstand die Zufälle, die Versuche, die Ueberblicke führte.»

Diese Behauptungen enthalten viele Stärke, und genau eine solche, wie die scharfen Geister sie verlangen, nämlich mathematische Behauptungen. Es giebt Gottesläugner, welche geradezu glauben, nur in ihrer Sekte beweise man mit A + B, und die armen Christen besäßen kein anderes Hülfsmittel als die Einbildungskraft. Aber auch diese Einbildungskraft verdient hohe Verehrung, und irgend ein Uneingeweihter besitzt die Verwegenheit zu glauben, eine einzige Seite schöner Gedanken über Sittenlehre und Gefühl sey schwieriger zu schreiben, als ganze Bände voll allgemeiner Vorstellungen. Dem sey aber wie ihm wolle, wissen denn diese Ungläubigen nicht, daß Leibnitz einen

Gott in seiner Theodicee geometrisch bewies? Wissen sie denn nicht, daß man von Huygens, von Keil, von Marcalle und hundert Andern strenge Lehrsätze entlehnte, um das Daseyn eines höchsten Wesens zu erweisen? Platon nannte Gott nur den ewigen Meßkünstler (éternel géometre); und die Kunst des Archimedes gab das schönste und kräftigste Bild von Gott, den Triangel im Zirkel, das Dreieck im Umkreise.

Newton bestimmte also den Ursatz und die Grundlage der Bewegung: «Wenn ein Körper in Ruhe oder in Bewegung sich befindet, so hört er niemals auf in Ruhe zu bleiben, oder sich zu bewegen in gerader Linie immer mit gleicher Stärke ohne eine Vermehrung oder eine Verminderung, ausgenommen wenn irgend eine andere Kraft auf ihn einwirkt, und in ihm eine Veränderung macht.»

Nieuwentyt, der Arzt, entwickelt diesen Ursatz in seinem Werke über Gotres Daseyn, bewiesen aus den Wundern der Natur. Er macht darüber die auffallende Betrachtung: *)

«Wenn ein kleiner Körper, nicht so groß wie eine kleine Kugel, z. B. von der Größe eines sehr kleinen Sandkorns mit der Stärke eines Nasenstiebers fortgeschleudert wird und auf einen Körper

---

*) Nieuwentyt, L. III. C. 3. P. 541.

aufstößt, welchen wir so groß setzen wie den Erdball, oder wenn man will, auch tausendmal so groß, nur daß weder der eine noch der andere eine Triebkraft habe, so folgt nach unserer Behauptung, daß dieser große Körper mit dem Sandkorne in gerader Linie fortgezogen wird. Kommt nicht irgend eine Kraft, oder irgend ein Hinderniß dazwischen, so reicht die Kraft eines einzigen Nasenstiebers hin, um beständig in gerader Linie den großen Körper und das kleine Sandkorn zugleich fortzubewegen. Treffen sie auf ihren Wegen hundert tausend andere Körper, deren jeder ein Millionen Mal größer als die Erde, so reissen sie auch diese fort mit der nämlichen kleinen Kraft, ohne daß irgend Einer von ihnen im Stande sich befände, eine andere Richtung anzunehmen.

«Diese Wahrheit, so wunderbar sie immer scheinen mag, wird von keinem Mathematiker geläugnet. Erbärmliche Zweifler, die ihr hoffet, durch nothwendige Ableitung der Naturgesetze von einander, die Beweise der göttlichen Fürsehung zu umgehen! erbärmliche Zweifler, zeiget uns durch eure Grundsätze, ob ihr auf irgend eine Art zu begreifen vermöget, nicht etwa nur daß eine solche Sache unnterbrochen geschehe (denn die Mathematiker werden ihnen dieß zeigen), sondern wie und auf welche Weise die Kraft dieses kleinen Sandkornes wirkt, so daß es beim kleinsten Anstoße an diese unge-

heuern Körper dieselben nicht nur in Bewegung setzt, sondern sie auch ohne Unterlaß darin erhält.»

Dieß ist die Betrachtung des ausgezeichneten Mannes, welcher mit Hippokrates und Galenus in dem wunderbaren Baue unseres Leibes die Hand einer göttlichen Denkkraft erkannte.

Doktor Hancock endlich bedient sich einer auffallenden Vergleichung, um die Abgeschmacktheit derjenigen zu zeigen, welche die Ordnung des Weltalls dem zufälligen Zusammenstoße der Atome zuschreiben. *)

«Setzen wir, sagt er, alle Menschen auf der Erde seyen blind und erhielten in diesem Zustande den Befehl, sich in den Ebenen von Mesopotamien zu vereinen. Wie viele Jahrhunderte würden sie brauchen, um jenen Weg zu finden und auf ihrem allgemeinen Versammlungsplatze zusammenzutreffen? Würden sie jemals dahin kommen, wenn ihre Lebenszeit auch noch viel größer wäre? Dennoch wäre dieß Werk unendliche Male leichter auszuführen für Menschen als dasjenige, was Demokrit den Atomen als Aufgabe gibt. Aber angenommen, das so glückliche Zusammentreffen sey ihnen nicht unmöglich gewesen; wie geschah es denn,

---

*) Hancock on the Exist. of. God. Sect. 5.

daß sie nichts Neues mehr hervor brachten? oder wie geschah es, daß der nämliche Zufall, welcher sie zur Bildung des Weltalls führte, sie nicht wieder zerstreute zur Zerstörung desselben? Sagt man vielleicht, ein Gesetz der Anziehung und der Schwere halte sie so in ihrer ursprünglichen Stellung zurück? Aber dieses Gesetz der Anziehung und der Schwere ist entweder früher oder später als die Bildung des Weltalls. Ist es früher, warum ward seine Thätigkeit aufgehalten? Ist es später, worin liegt dann sein Ursprung, und muß er nicht anderswoher kommen als aus dem Urstoffe, welcher kraft seines Wesens sich nach allen Seiten zu bewegen die Richtung hat? Sagt man übrigens, die Natur erhalte sich selbst in diesem bleibenden Zustande, so kann man unter diesem Worte in dem Systeme Demokrit's nichts anderes verstehen als das zufällige Zusammentreffen; dieses aber reicht eben so wenig hin, die Erhaltung des Weltalls, als die Bildung desselben zu erklären »

Um den unübersteiglichen Schwierigkeiten zu entgehen, welche sich bei Annahme der Bildung des Weltalls durch die Bewegung des Körperstoffs offenbaren, behauptete Spinoza nach Straton, es gebe im Weltall nur eine einzige Substanz, diese einzige Substanz heiße Gott, umfasse zugleich Geist und Leib, und besitze die Eigenschaft des Gedankens

und der Ausdehnung. Nach diesem Systeme gehören mein Fuß, meine Hand, ein Stein, alle physischen und psychischen Ereignisse, so wie alle Unreinigkeiten der Natur zu den Theilen der Gottheit. Wahrlich eine seltsame und staunenerregende Gottheit, welche ganz ausgebildet und ohne Geburtschmerz aus dem Gehirne eines Ungläubigen hervorgieng! Die Heiden knüpften wohl Götter an die gemeinsten Dinge der Erde; aber nur ein Gotteslängner vergötterte in einer einzigen und ewigen Substanz alle Laster und alle Unreinigkeiten des Weltalls. Es gehen seltsame Dinge vor in dem Innern jener Menschen, welche von Gott sich entfernten, und die geübtesten Denker dürften es schwer finden, die Bewegungen in dem Herzen eines Gottesläugners zu erklären. Man kann sehen, wie Bayle, Clarke, Leibnitz, Crousatz und Andere den Spinozism bekämpften, welcher zugleich das gottvergessenste und unhaltbarste aller Systeme enthält.

Anaximandros wollte durch eine andere Art von Verirrung die Gestalten und Eigenschaften des Körperstoffes das Weltall ordnen lassen.

Anderer Seits setzten die Stoiker plastische Formen, das ist, bildende Gestalten, aller Denkkraft entbehrend, aber dennoch von dem Urstoffe geschieden. Einige leiteten dieselben wirklich von Gott ab, und ersannen sie bloß, um die Einwir-

kung eines unkörperlichen Wesens auf körperliche Wesen zu erklären.

Doch warum die Verachtung des Lesers für diese philosophischen Traumgesichte und Hirngespinnste erwecken? Die Ungläubigen selbst bekämpften dieselben!

Man kann also endlich nichts mehr aussprechen als das Wort des Bannes, die Nothwendigkeit. Man bedient sich desselben am liebsten, weil man nicht weiß, worin es besteht; und weil man beim Aussprechen dieses Wortes sich der Pflicht seines Beweises enthoben glaubt. Ist aber diese schreckliche Nothwendigkeit eine erschaffene oder unerschaffene Sache? Ist sie erschaffen, wer ist Derjenige, welcher sie erschuf? Ist sie unerschaffen diese Nothwendigkeit, welche ordnet, Alles in solcher Vollkommenheit hervorbringt, als eine einzige, untheilbare, unausgedehnte Kraft, was ist sie anders als Gott?

Der Gedanke.

Woher kommt der Gedanke des Menschen, und worin besteht die Natur des Gedankens?

Er kann nichts Anderes seyn als Körperstoff, Bewegung oder Ruhe; entweder die Sache selbst, oder eine der beiden Zufälligkei-

ten der Sache; denn es giebt im Weltall Nichts als Körperstoff, Bewegung und Ruhe.

Daß der Gedanke nicht Materie oder Körperstoff sey, spricht für sich selbst.

Daß der Gedanke nicht die Ruhe der Materie oder des Körperstoffes sey, stellt sich ebenfalls von selbst hervor, weil im Gegentheile der Gedanke als Bewegung erscheint.

Der Gedanke ist also eine Bewegung. Ist er materielle Bewegung, oder Wirkung einer materiellen Bewegung?

Hier wollen wir forschen.

Wenn der Gedanke die Wirkung der Bewegung oder Bewegung selbst ist, muß er gleichen der Wirkung der Bewegung, oder der Bewegung selbst. Nun aber

Die Bewegung bricht, hemmt, stößt. Der Gedanke macht Nichts von allem Diesem.

Er berührt die Körper ohne sie zu theilen, ohne sie fortzurücken.

Die Bewegung selbst ist auch eine Ortsveränderung. Ein Körper, welcher sich bewegt, ändert die Lage, hält sich auf eine andere Weise, nimmt einen andern Platz, erwirbt andere Verhältnisse. Der Gedanke macht Nichts von Allem Diesem.

Er bewegt sich ohne die Ruhe zu verlassen und ohne seinen Standpunkt zu verändern; er hat weder Ausdehnung noch Oertlichkeit, noch Gestalt.

Die Bewegung hat Maß und Grade; der Gedanke besitzt aber Untheilbarkeit. Der Gedanke zeigt weder Hälfte, noch Viertheil, noch Bruch; er ist eine Einheit.

Die Bewegung des Körperstoffs hat Gränzen, welche sie hindern, sich hinaus über gewisse Räume zu verbreiten;

Der Gedanke hat zu seinem Raume die Unendlichkeit. Wie könnte nun ein Atom, welches von meinem Gehirne mit der Schnelligkeit des Gedankens ausgieng, in dem nämlichen Augenblicke Himmel und Hölle erreichen, ohne jedoch mein Gehirn zu verlassen? denn geschehe dieß, so müßte mein Gedanke außer mir fortwirken, und er wäre nicht mehr mein Ich. Wer hätte diesem Atom jene ungeheure Gewalt der Bewegung verliehen, welche noch unvergleichbar größer erschien als Diejenige, die alle himmlischen Körper mit sich fortzieht? Wie besäße ein so schwaches Insekt, als der Mensch, eine ähnliche Gewalt im Physischen?

Die Bewegung kann nur in der Gegenwart wirken.

Der Gedanke beherrscht mit gleicher Gewalt auch die Vergangenheit und Zukunft. Die Hoff=

nung zum Beispiele kann nur eine zukünftige Bewegung seyn; wie aber besteht eine materielle Bewegung der Zukunft schon in der Gegenwart?

Der Gedanke kann also nicht die Bewegung des Körperstoffs seyn. Ist er seine Wirkung?

Der Gedanke kann nicht die Wirkung der Bewegung seyn; denn eine Wirkung kann nicht edler seyn als ihre Ursache, eben so wenig als eine Folge mächtiger ist als ihr Grund. Daß aber der Gedanke edler und mächtiger ist als diese Bewegung, bemerkt Jedermann im ersten Augenblicke; denn der Gedanke erkennt diese Bewegung, und diese Bewegung erkennt ihn nicht, — noch mehr aber, der Gedanke durcheilt in dem kleinsten Theile der Zeit Räume, welche diese Bewegung nur in Tausenden von Jahrhunderten zu durcheilen vermöchte.

Behauptet man nun, der Gedanke sey weder eine Bewegung noch eine Wirkung der innern Bewegung in meinem Gehirne, sondern eine durch äußere Bewegung hervorgebrachte Erschütterung, so giebt man bloß die Worte des Satzes anderst gestellt. Denn vielleicht zeigt sich noch mehr Abgeschmacktheit in der Vorstellung, daß ein gewisses Atom, welches aus dem Lichte eines Gestirnes ausgieng, herabkomme mit der Geschwindigkeit eines Gedankens, um diesen oder jenen Theil

meines Gehirnes zu berühren, welches zur nämlichen Zeit von allen Seiten durch andere Millionen von Bewegungen berührt wird. Nach dem bloßen Gesetze der Schwere müßte ein Atom der Sonne beim Auffallen auf mein Haupt mich in Staub verwandeln. Der Einwurf aber, daß die Schwere für die allerzartesten Theile des Körperstoffs nicht Gesetz sey, hieße ein bloßes Spiel mit den Menschen treiben, weil man zugleich versuchte, dieses physische Prinzip oder urstoffliche Grundgesetz auf die Erklärung des Gedankens anzuwenden. Man erwäge ernstlich, was in unserm Verstande jedes Mal vorgehen müßte, wenn wir denken und voraussetzen, unser Gedanke sey eine Bewegung des Urstoffs, oder eine Wirkung desselben. Ein kleiner Theil des Gehirns müßte sich losmachen, auf eine andere Seite hinrollen, um diese oder jene Vorstellung hervorzubringen. Dieß Atom wäre lang oder rund, breit oder schmal, dünn oder dicht, und in Folge dieser Gestaltung des Zufalls wären wir traurig oder fröhlich, thöricht oder weise. Da aber der Mensch auf tausend Dinge zu gleicher Zeit denkt, welch ein Chaos, welche Verwirrung müßte in seinem Kopfe entstehn! Ein erhabener Gedanke, in der Gestalt eines weißen oder blauen Grundtheils oder Embryo's durchzieht unseren Verstand, und trifft auf einen andern rothen Ge-

danken, welcher ihn aufhält. Andere Ideen kommen hinzu, dringen störend auf ihn ein u. s. w.

Doch darin liegt nicht die Schwierigkeit allein; denn wenn die Bewegung der Gedanke ist, so ist die Bewegung ein denkender Grundstoff. Nach dieser Voraussetzung müßte die rollende Welle, der gehende Fuß, der fallende Stein ebenfalls denken. Man erwiedert vielleicht, wir dächten Kraft einer Erschütterung, welche in einem gewissen Theile unseres Gehirnes vorgeht; angenommen! aber dieser erschütterte Theil unseres Gehirnes besitzt keine andere Natur als die Urstoffe des Weltalls. Er ist Wasser, Erde, Luft, oder Feuer; oder will man etwa mit den Naturforschern des Tages sprechen; er ist Oxygen, Hydrogen u. s. w. Man vermische diese Körperstoffe wie man will, sie bleiben stets dieselben nach ihrer Wesenheit. Man mische sie, wie man immer wolle, niemals wird ein Gedanke entstehen, wenn die Grundlage oder das Prinzip des Gedankens nicht in den Urstoffen oder Elementen vorher schon eingeschlossen lag. Man will doch etwa ja nicht die sinnlose Behauptung aufstellen, ein Zusammengesetztes besitze Wirkungen, welche nicht in dem Einfachen liegen, und eine zufällige Eigenschaft könne entstehen ohne hervorbringende Ursache? Man muß also zu einer andern Abgeschmacktheit sich flüchten und behaupten, die Ele-

mente der Materie oder die Urstoffe des Körperstoffs denken in gewissen Fällen. Wie aber geschieht es, daß diese Urstoffe, welche auf so vielerlei Arten zusammengesetzt sind, nicht bisweilen außer dem Menschen die Wirkung des Gedankens hervorbringen?

Man muß also anerkennen, um nicht etwas Thörichtes zu behaupten, daß der Gedanke weder der Körperstoff, noch die Bewegung sey. Will man aber dabei beharren, daß die Bewegung eine der Bedingungen des Gedankens ausmache, so muß man wenigstens dieß anerkennen, daß der Gedanke nicht die Bewegung selbst sey, sondern Etwas, was sich mit der Bewegung verbindet oder vereint; denn darüber kann kein Zweifel seyn, daß es Bewegungen ohne Gedanken giebt.

Endlich nahen wir dem Hauptschlußsatze.

Ist der Gedanke (wie er es wirklich ist) verschieden von dem Körperstoffe und der Bewegung des Körperstoffes, das ist verschieden von Materie und materieller Bewegung, was ist er denn, und woher kommt er?

Da er nicht in meinem Ich bestand, ehe ich selbst geschaffen wurde, ist er also hervorgebracht worden.

Ist er hervorgebracht, so entsprang er noth-

wendig durch Etwas außer dem Körperstoffe, denn wir haben anerkannt, daß der Körperstoff nicht der denkende Grundstoff sey.

Dasjenige nun, was erhaben über den Körperstoff einen Gedanken hervorbrachte, muß etwas Vortrefflicheres seyn als mein Gedanke, ob schon der Gedanke des Menschen als das Schönste im Weltall sich darstellt. Eine Grundursache ist mächtiger als ihre Wirkung.

Da mein Gedanke untheilbar ist, ist er auch unsterblich nach dem Ursatze, welchen alle Philosophen anerkennen, daß ein Gegenstand sich einzig und allein auflöset durch die Theilbarkeit seiner Theile.

Die Ursache, welche meinen Gedanken hervorbrachte, ist also untheilbar wie dieser; sie ist also unsterblich wie dieser.

Da aber die Ursache vor meinem Gedanken bestand, so wurde auch diese Ursache selbst hervorgebracht, oder sie besteht seit aller Ewigkeit.

Ist sie hervorgebracht, wo liegt ihr Urgrund oder Prinzip? Kennt man diesen Urgrund, so fragt es sich wieder um seinen Urgrund.

Wenn man auf diese Weise immerfort sich erhebt; so gelangt man zu dem ersten Ringe; Gott zeigt sein Antlitz in der Tiefe der Schatten der Ewigkeit; unsere Seele ist die unsterbliche Kette, welche er ausspannte, um bis zu ihm zu gelangen.

So beweiset der Gedanke des Menschen unwidersprechlich das Daseyn der Gottheit, so wie umgekehrt das Daseyn dieser Gottheit darthut das Daseyn und die Unsterblichkeit der Seele; denn Gott kann als begabt mit Ungerechtigkeit nicht gedacht werden, und der Mensch, hingeworfen auf die Erde, um nach einer Reihe unglückseliger Tage hinzusterben, würde nur von der Laune eines schrecklichen Zwingherren zeugen. Dieß muß uns die höchste Meinung von unserer Natur geben, denn was ist ein Wesen, welches in Gott erwiesen liegt, und welches auch seiner Seits den Beweis für Gottes Daseyn giebt? Sprach die Schrift nicht zu großartig von diesem Wesen? «Wenn das Weltall den Menschen erdrückte, sagt Pascal, so bliebe der Mensch noch größer als das Weltall; denn er würde fühlen, daß das Weltall ihn erdrücke, und das Weltall würde es nicht fühlen.»

Giebt es also einen Gott, so beweisen seine Vollkommenheiten die Unsterblichkeit der Seele des Menschen, und vice versa schließt man von der Vortrefflichkeit der menschlichen Seele und von den Unglücksformen dieser Welt auf die Nothwendigkeit des Daseyns der Gottheit.

Einige andere Beweise für die Unsterblichkeit der Seele

Die Wissenschaft ist unsterblich, also muß der Sitz der Wissenschaft, die Seele, unsterblich seyn.

Die Vernunft und die Seele sind nur Eines; nun aber ist die Vernunft unveränderlich und ewig.

Der Körperstoff kann nicht aufhören zu seyn ohne eine unmittelbare Handlung des Willens der Gottheit; er bleibt beständig, nichts wird erschaffen, nichts wird vernichtet; nun aber gehört das Leben zum Wesen der Seele, folglich kann die Seele des Lebens nicht beraubt werden.

Die Seele besteht nicht in einer Anordnung der Theile des Körpers; denn jemehr man sie über die Sinne erhebt, dessen mehr Leichtigkeit entsteht, die Dinge zu begreifen. *)

Das Vorstellende zeigt sich immer vor dem Vorgestellten.

Vor allem nehmen wir wahr das Daseyn der Vorstellungen; wir begreifen einen Gegenstand ohne hn zu sehen, unsere Sinne versichern uns desselben in der Folge. Die abgezogenen Begriffe sind die

---

*) Sanct. August. de Immort. Anim.

Abziehungen von den Dingen. Die Bewegung zum Beispiele wäre nicht die Bewegung ohne die Vergleichung, welche der Geist über Gegenwart und Vergangenheit anstellt. Die Seele und ihre Thätigkeiten zeigen sich also stets als die ersten; die Körper folgen nachher. Diese Thatsache von unumstößlicher Wahrheit widerspricht dem Verhältnisse der Sinne, welche nichts wahrnehmen als den Körperstoff, oder welche nur vom Körperstoffe zum Geiste übergeben, anstatt vom Geiste zum Leibe herabzusteigen. Findet sich nun aber die Seele überall abgeschieden von dem Körperstoffe, so hat sie eine reelle Existenz, das ist, ein wirkliches Daseyn; folglich u. s. w. u. s. w.

Aus diesem Beweise vom Daseyn der Seele, und folglich aus ihrer Unsterblichkeit ziehen wir einen andern Beweis.

Die metaphysische oder übersinnliche Welt besteht nicht in der materiellen oder körperlichen Natur.

Die Zahlen, wie der Geist sie anschaut, sind außer der Natur, worin es nur Einheiten geben kann. Dieses unerklärbare Geheimniß der Auseinandersetzung der Ziffern, welche abstracte Quantitäten oder abgezogene Größen liefern, die nach gegebenen Verhältnissen anwachsen oder abnehmen; dieses Geheimniß, sagen wir, liegt nicht in der physischen Ordnung, oder in der körperlichen Stellung.

Da nun aber die metaphysische oder übersinnliche Welt außer oder über dem Körperstoffe steht, so muß diese Welt entweder ein geistiges, für sich abgesondert bestehendes All, oder nur eine Veränderung der Seele seyn. In beiden Fällen ist die Unsterblichkeit der Seele bewiesen, denn der bloß materielle oder körperliche Mensch könnte niemals über den Körperstoff hinaus eine übersinnliche und ewige Welt denken, noch weniger aber in seinem eigenen Innern etwas aufstellen, was eine Welt abgezogener Gedanken und ewiger Wahrheiten umschlöße.

«Nach dem menschlichen Geiste, sagt Cicero,*) so wie er ist, müssen wir urtheilen, daß es irgend eine höhere und göttliche Denkkraft gebe. Denn woher käme dem Menschen, sagt Sokrates bei Xenophon, die ihm ertheilte Denkraft? Ein wenig Erde, Wasser, Feuer und Luft geben uns die festen Theile unseres Körpers, ebenso die in demselben vorhandene Wärme und Feuchtigkeit, endlich sogar den Hauch, welcher uns belebt. Aber was Alles dieß weit überwiegt, nämlich die Vernunft, oder um in mehreren Worten es auszusprechen, Geist, Urtheilskraft, Gedanke, Klugheit — woher haben wir dieß genommen?

«Auf der Erde kann man den Ursprung der

---

*) Cic. de Nat. Deor. II. 6. 7.

Seelen keineswegs finden. *) Es giebt ja Nichts in den Seelen, was gemischt oder zusammengesetzt wäre; in ihnen finden wir nichts von Erde, Wasser, Feuer, Luft. Alle diese Urstoffe enthalten Nichts, was Gedächtniß, Verstand, Ueberlegung hervorzubringen vermöchte; sie vermögen nicht die Vergangenheit zurückzurufen, die Zukunft vorher zu sehen, die Gegenwart völlig zu umfassen. Der Ursprung aller dieser göttlichen Eigenschaften im Menschen findet sich nur mit Sicherheit, wenn man sich bis zu Gott erhebt. Folglich ist die Seele von einer besondern Natur, welche sich wesentlich von den Urstoffen unterscheidet, die wir kennen. Die Natur eines Wesens, welches Gefühl, Verstand und Wille und Lebenskraft besitzt, mag wie immer beschaffen seyn, immerhin bleibt es himmlisch, göttlich und daher unsterblich.

«Ich meine zu begreifen,*) woraus und wie das Blut, die Galle, das Fett, die Gebeine, die Nerven, die Adern, und überhaupt unser Körper in seiner jetzigen Beschaffenheit entstand. Die Seele selbst, wäre sie in uns nichts anderes als die Lebenskraft, würde mir ebenfalls als eine Naturwirkung erscheinen, wie dasjenige, was Leben hervor-

---

*) Fragm, de Consol.

**) Tuscul. I. 24. 25.

bringt nach seiner Art im Baumstamm und Weinstock. Besäße auch die Menschenseele Nichts als den Naturtrieb zu Demjenigen, was ihr nützt und zukommt, so wie den Trieb, Dasjenige zu fliehen, was sie hemmt und verletzt, so besäße sie nicht mehr als die Thiere besitzen.

«Aber ihre Eigenschaft umfaßt vor Allem ein Gedächtniß, welches in sich eine Unendlichkeit von Dingen einzuschließen vermag.

«Wir wollen untersuchen, worin das Gedächtniß besteht und wovon es ausgeht. Es kommt gewiß nicht vom Herzen, nicht vom Gehirn, nicht vom Blute, nicht von den Atomen oder Urtheilchen. Ich weiß nicht, ob unsere Seele aus Feuer oder Luft besteht, und ich erröthe nicht wie Andere, einzugestehen, daß ich nicht weiß, was ich nicht weiß. Daß sie aber göttlich ist, darauf möchte ich schwören, wenn ich von einer, in sich dunkeln Sache mit völliger Bestimmtheit sprechen könnte. Denn ich möchte doch jeden Verständigen fragen, ob er das Gedächtniß für einen Haufen irdischer Theile, für eine Masse dicker und neblichter Luft halte? Weiß man nicht was es ist, so sieht man doch, was es zu leisten vermag. Wie! will man vielleicht sagen, in unserer Seele befinde sich eine Art Behältniß, in welches sich die unserm Gedächtnisse anvertrauten Gegenstände wie in ein Gefäß ausgießen? Diese Behauptung wäre abgeschmackt; denn kann man sich

wohl vorstellen, die Seele besitze solch eine Gestalt, um ein so tiefes Behältniß zu fassen? Will man vielleicht sagen, man grabe in die Seele wie in Wachs, und so zeige die Erinnerung das Gepräge und die Züge dessen, was man in die Seele eingrub? Können aber Worte und Vorstellungen Züge zurücklassen? Und welch' ein Raum wäre überdem nöthig, um so verschiedene Züge und Spuren zu fassen?

« Worin besteht jenes andere Vermögen, welches sich bemüht, das Verborgene zu entdecken, und welches wir Verstand und Erfindungskraft nennen? Will man etwa annehmen, das Irdische und Zerstörbare in der Zusammensetzung des Menschen habe allein jenen Ersten belebt, welcher jedem Dinge einen Namen gab? Pythagoras fand darin eine unendliche Weisheit. Kann man bloß als Schlamm und Erde Denjenigen ansehen, welcher die Menschen vereinte und sie zum geselligen Leben bestimmte? oder Denjenigen, welcher in eine kleine Anzahl von Zeichen alle Klänge der Menschenstimme verschloß, obschon ihre Verschiedenheit unerschöpflich schien? oder Denjenigen, welcher die Bewegung der Planeten mit den Wechseln ihres Fortschreitens und Rückgangs und Stillestehens, zuerst beobachtete? Alle diese erscheinen als große Menschen, so wie jene noch älteren, welche lehrten vom Getreide sich zu nähren, sich zu kleiden, sich Wohnungen zu erbauen, sich die

Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, sich gegen die wilden Thiere zu schirmen. Durch sie wurden wir gezähmt und gebildet. Von den nothwendigen Geschicklichkeiten gieng man über zu den schönen Künsten. Man fand zum Vergnügen des Gehörs die Gesetze des Zusammenklangs. Man erforschte die Gestirne, sowohl diejenigen, welche feststehen, als diejenigen, welche man die umherirrenden nennt, obwohl sie nicht umherirren. Derjenige, welcher die verschiedenen Umwälzungen der Gestirne entdeckte, zeigte dadurch, daß sein Geist mit Demjenigen zusammenhänge, welcher sie am Himmelsgewölbe bildete.»

Fünfte Erörterung.

Voltaire und seine Zeitgenossen.

Th. III. S. 40. u. Th. VI. S. 115.

Es ist höchst anziehend Voltaire's Urtheile über die Philosophen seiner Zeit aus seinem vertrauten Briefwechsel zusammenzustellen. Gewiß ist, daß er in Geheim die Sophisten haßte, und im Oeffentlichen es aussprach, er habe mit den neuen

Philosophen nichts gemein, als den Abscheu vor dem unduldsamen Feuereifer. Eben so gewiß ist, daß er das Für und Wider vertheidigte, und oftmals seine Ansicht über Sittenlehre, über Weltweisheit und Kirche wechselte; darum sind seine Behauptungen darüber nicht von entscheidendem Gewichte.

Jahr 1741.

Das Uebergewicht, welches eine trockene und abgezogene Naturwissenschaft über die schönen Wissenschaften einnimmt, fängt an mich zu ärgern. Vor etwa fünfzig Jahren hatten wir viel größere Männer in der Naturkunde und Erdmeßkunst als heut zu Tage; aber kaum sprach man von ihnen. Ich liebte die Naturwissenschaft, so lange sie nicht die Dichtkunst zu beherrschen sich vermaß; seitdem sie nun alle schönen Künste niederdrückt, betrachte ich sie wie einen Zwingherren von schlechter Gesellschaft. Ich will nach Paris kommen, um in Ihre Hände solche Trockenheit abzuschwören. Ich will jetzt keine andern Forschungen als solche, welche die Gesellschaft angenehmer und das Abnehmen der Lebenskraft erträglicher machen. Von der Naturkunde kann man kaum eine Viertelstunde sprechen und sich verstehen. Aber von Gedichten, Tonkunst, schönen Wissenschaften kann man sich den

ganzen Tag unterhalten (Correspondance Générale Tome III, Page 170.)

Die Mathematik ist sehr schön; aber außer etwa zwanzig Lehrsätzen, welche in der Bewegungskunst und Sternkunde Nutzen gewähren, befriedigt Alles übrige nur eine ermüdende Neugierde. (C. G. T. IV. P. 484.)

An Damilaville.

Ich verstehe unter Volk den Pöbel (populus peuple, populace), welcher nichts hat als seine Arme, um das Brod zu gewinnen. Ich zweifle, ob diese Reihe von Staatsbürgern jemals die Zeit oder die Fähigkeit, sich zu unterrichten, besitzt; sie würden eher vor Hunger sterben als sie Philosophen würden. Es scheint mir fast nothwendig, daß es unwissende Bettler gebe. Hätten Sie wie ich Grund und Boden, hätten Sie Pflug und Egge, so würden Sie meiner Meinung seyn. (C. G. X. 390.)

Ich habe etwas gelesen von einem enthüllten Alterthume, oder vielmehr von einem sehr verhüllten Alterthume. Der Verfasser beginnt mit der Sündfluth und endet mit dem Chaos. Ich setze, mein theurer Mitbruder! eine Ihrer Erzählungen hoch über dieses Geschreibsel. (C. G. X. 409.)

Jahr 1766.

Ich möchte das Buch über das entschleierte Christenthum nicht gemacht haben, nicht als Gelehrter, nicht als Weltweiser und noch weniger als Staatsbürger. Es widerstrebt ganz meinen Grundsätzen. Dieses Buch führt zur Gottesläugnung, welche ich ganz verabscheue. Stets betrachtete ich die Gottesläugnung als die größte Verirrung des Verstandes, denn es scheint mir lächerlich zu sagen, die Anordnung der Welt beweise nicht einen obersten Baumeister; eben so abgeschmackt wäre die Behauptung, eine Uhr beweise nicht einen Uhrmacher.

Auch mißbillige ich dieses Buch als Staatsbürger; der Verfasser scheint ein zu großer Feind der Gewalthaber. Menschen, welche dächten wie er, würden nothwendig zur Anarchie oder Herrschaftlosigkeit übergehen.

Ich pflege an dem Rand meiner Bücher zu bemerken, was ich von ihnen denke; wenn Sie die Güte haben mich in Ferney zu besuchen, so werden Sie an den Rändern des entschleierten Christenthums die Bemerkungen finden, welche beweisen, daß der Verfasser sich über die wesentlichsten Thatsachen irrte (C. G. XI. 143.)

Jahr 1762. An Damilaville.

Die Brüder sollen stets Ehrerbiethung erweisen der Sittenlehre und dem Throne. Die Sittenlehre wird zu sehr verletzt in dem Werke des Helvetius, und das Werk über den morgenländischen Despotism schont den Thron zu wenig, welchem es doch geweihet ist.

Man beschaue dieß Buch ernst und fest, so wird man sagen: Der Verfasser will regiert seyn weder von Gott, noch von den Menschen. (C. G. VIII. 148.)

Jahr 1768. An Villevieille.

Mein lieber Marquis! Es giebt nichts Gutes in der Gottesläugnung. Dieser Gliederbau der Gedanken paßt nicht für die Körperwelt und nicht für die Sittenlehre. Ein rechtlicher Mann kann kräftig aufstehn gegen den Aberglauben und den Glaubenseifer; er kann die Verfolgungen verfluchen; er leistet dem Menschengeschlechte einen Dienst, wenn er die Grundsätze der Duldung verbreitet; aber welchen Dienst kann man leisten, wenn man die Gottesläugnung verbreitet? Werden die Menschen tugendhafter, wenn sie nicht einen Gott anerkennen, welcher die Tugend befiehlt? Nein! Ge=

wiß nicht! Ich will, daß die Fürsten und ihre Rathgeber, und ihre Vertrauten und ihre Stellvertreter einen Gott anerkennen, und zwar einen solchen, welcher straft und verzeiht. Ohne diesen Zügel betrachte ich sie wie wilde Thiere, welche mich allerdings nicht essen werden, wenn sie eben von einem großen Gastmahle aufgestanden und sich auf einem Lotterbettlein gütlich thun mit ihren Schönen. Aber sie werden mich gewiß zerreissen, wenn sie mich unter ihren Klauen treffen im Augenblicke, wo sie Hunger haben; und wenn sie mich gegessen haben, werden sie nicht einmal glauben, hier etwas Böses gethan zu haben. (C. G. XII. 349.)

Jahr 1749.

Ich bin keineswegs der Meinung Sanderson's, welcher Gott läugnet, weil er blind geboren worden. Vielleicht irre ich mich; aber an seiner Stelle hätte ich eine hohe Geisteskraft anerkannt, welche mir so viele Mittel zum Ersatze des Gesichtes verschaffte; indem ich durch den Gedanken so unendliche Beziehungen in allen Gegenständen wahrnehme, hätte ich einen unendlich mächtigen Werkmeister vermuthet. Es scheint mir sehr vermessen zu fragen, wer er ist, und warum er Alles gemacht, was besteht; aber es scheint mir zu kühn, sein Daseyn zu läugnen. (C. G. IV. 14.)

Jahr 1753.

Es scheint mir abgeschmackt, Gottes Daseyn abhängig zu machen von a multiplicirt mit b und dividirt mit z.

Wo wäre das Menschengeschlecht, wenn es Dynamik und Astronomie studieren müßte, um das höchste Wesen zu erkennen? Derjenige, welcher uns alle erschuf, muß allen geoffenbart seyn. Die gemeinsten Beweise zeigen sich als die besten, eben weil sie die gemeinsten sind. Man braucht nur Augen und keine Algebra, um den Tag zu sehen. (C. G. IV. 463.)

Tausend Hauptgrundsätze entziehen sich unsern Forschungen, denn alle Geheimnisse des Schöpfers sind nicht für uns gemacht. Man hat behauptet, die Natur wirke stets auf dem kürzesten Wege, sie mache den geringsten Kraftaufwand, und es herrsche in ihr die größte mögliche Sparsamkeit. Was würden aber die Vertheidiger dieser Behauptung antworten, wenn man ihnen zeigt, daß unsere Arme eine Kraft von beinahe fünfzig Pfunden anwenden, um die Last eines einzigen Pfundes zu heben; daß das Herz eine ungeheure Gewalt äußert, um einen Blutstropfen hinauszutreiben; daß ein Karpfe Tausende von Eiern legt, um einen oder zwei Karpfen hervorzubringen; daß ein Eichbaum eine unzähl-

bare Menge von Eicheln giebt, aus welchen oft nicht eine einzige Eiche wird? Ich hege noch immer die Meinung, wie ich Ihnen schon längst mittheilte, daß in der Natur mehr Verschwendung als Sparsamkeit herrsche. (C. G. IV. 463.)

Jahr 1740. An Hervey.

Voltaire entwickelte in seinem schönen Briefe an Lord Hervey, wie weit das siebzehnte Jahrhundert trotz seiner Frömmigkeit über dem achtzehnten Jahrpunderte trotz seiner Aufklärung stand. In mehreren Stellen seiner vertrauten Briefe (wo man stets seine geheimsten Gesinnungen erspähen muß) zeigt sich die Verehrung des gläubigen Jahrhunderts vor dem grübelnden Jahrhunderte. Man lese aufmerksam folgende Stellen.

Racine ist wahrhaft groß, und um so größer, da er es niemals zu suchen scheint. Der Verfasser der Athalie ist vollkommen. (C. G. VIII. 485.)

Ich hielt Racine für meinen Trost, aber er stürzt mich in Verzweiflung. Es erscheint wie der Gipfel von Vermessenheit eine Tragödie nach diesem großen Manne zu schreiben. Nach ihm finde ich nur schlechte Stücke, so wie vor ihm nur einige gute Scenen. (C. G. VIII. 167.)

Ich kann mich nur freuen über die Güte, womit Sie von meinem Brutus und meinem Waisen sprechen; ich will sogar zugeben, daß sich einige Schönheiten in diesen zwei Werken befinden; aber noch einmal sage ich: Es lebe Jean (Racine)! Jemehr man ihn liest, desto mehr entdeckt man in ihm ein einziges Talent, welches von allen Feinheiten der Kunst unterstützt ward. Mit einem Worte, wenn irgend Etwas auf Erden der Vollkommenheit naht, so ist es Jean. (C. G. VIII. 501.)

Heut zu Tege ist es Mode Colbert und Ludwig XIV. zu verachten; diese Mode wird vorübergehen, und diese zwei Männer gehören der Nachwelt an mit Boileau. (C. G. XV. 108.)

Ich könnte wohl beweisen, alle erträglichen Dinge unserer Zeit seyen entnommen den guten Schriften aus dem Jehrhunderte Ludwig's XIV. Unsere schlechten Bücher sind weniger schlecht als die schlechten Bücher, welche man herausgab zur Zeit von Boileau, von Racine, von Moliere; dieß kommt daher, weil in den abgeschmackten Werken unserer Tage immer einige Stellen sich befinden, welche man offenbar aus den Schriftstellern des Reiches des guten Geschmackes entnahm. Wir gleichen Dieben, welche die gestohlenen Kleider umändern und lächerlich ausschmücken, damit man

sie nicht erkenne. Mit dieser Dieberei verbindet sich die Wuth der Beweissucht und der Sonderlingheit. Alles bewirkt eine Albernheit, welche eine tödtliche Langweile hervorbringt. (C. G. XIII. 219.)

Man muß sich gewöhnen an den Mangel der Talente in allen Geschäften, an einen gemein gewordenen Witz, an das selten gewordene Genie, an eine Ueberschwemmung von Büchern über die Kriegskunst, um geschlagen zu werden, an Schriften über die Finanzen, um den letzten Heller zu verlieren; an Abhandlungen über die Bevölkerung, um weder Kriegsleute noch Bauersleute zu haben; endlich an Forschungen über alle Künste, um in keiner einzigen Erfolge zu erhalten. (C. G. VI. 391.)

Friedrich der Zweite.

In den Schriften dieses König findet sich über das fromme siebzehnte und aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert ein Gespräch, gehalten in der andern Welt von Lichtenstein, Marlborough und Eugen.

Lichtenstein. Die Encyclopädisten sind Männer, welche sich selbst Philosophen nennen; sie haben sich in unsern Tagen ausgebildet. Sie glauben sich erhaben über Alles, was das Alterthum in dieser Art hervorbrachte. Mit der Stirne der Cyniker

verbinden sie die edle Unverschämtheit alle Sonderbarkeiten auszusprechen, welche ihnen in den Sinn kommen. Sie thun stolz auf die Geometrie, und behaupten alle Jene, welche diese Wissenschaft nicht ergründeten, seyen schiefe Köpfe; folglich besitzen sie allein die Gabe, rechte Vernunftschlüsse zu machen. Ihre gemeinsten Gespräche strotzen von wissenschaftlichen Kunstausdrücken. Sie sagen zum Beispiele, diese oder jene Gesetze seyen weise eingerichtet nach dem umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen; dieser oder jener Staat, welcher mit einem andern ein Bündniß zu machen sich anschickt, fühle sich angezogen durch die Kraft der Anziehung, und bald würden beide Völker assimilirt seyn. Schlägt man ihnen einen Spaziergang vor, so ist es die Aufgabe eine Krumme zu beschreiben. Haben sie eine nephretische Kolik, so heilen sie sich nach den Gesetzen der Hydrostatik. Beißt sie eine Laus, so ist es ein unendlich Kleines vom ersten Range, welches sie belästigt. Machen sie einen Fall, so geschieht es, weil sie den Mittelpunkt des Gleichgewichts verloren. Hat irgend ein Tagblattschreiber die Kühnheit sie anzugreifen, so ersäufen sie ihn in einer Sündfluth von Tinte und Schmähung. Dieses Verbrechen der beleidigten Majestät der Philosophie ist unverzeihlich.

Eugen. Aber welches Verhältniß haben diese

Thoren zu unserm Namen und zu dem Urtheile, welches man über uns fällt?

Lichtenstein. Mehr als man glauben sollte, denn sie verschwärzen alle Wissenschaften, außer derjenigen ihrer Berechnungen. Die Dichtungen sind Leichtfertigkeiten, aus welchen man die Fabeln ausmerzen muß; ein Dichter soll nichts reimen mit Kraft und Kunst als ihre algebraischen Gleichungen. Die Geschichte soll man von hinten anfangen, mit unsern Tagen beginnen, und bis zur Sündfluth zurücksteigen. Die Regierungen werden sammt und sonders umgestaltet; Frankreich muß ein republikanischer Staat werden, einen Feldmesser zum Gesetzgeber erhalten, und durch die Regierung der Geometer muß die neue Republik in allen ihren Verrichtungen dem Infinitesimal-Calcul unterworfen werden. Dieses Gemeinwesen wird den ewigen Frieden bewahren und kein stehendes Heer brauchen. . . . Alle stellen sich, als empfänden sie einen heiligen Schrecken vor dem Kriege. . . . Wenn sie die Kriegsheere und die Feldherren hassen, welche sich auszeichneten, so hindert sie dieß nicht, sich mit den Federspitzen zu schlagen, und sich oft solche Rohheiten zuzuschreien, wie man sie auf den Marktplätzen hört; hätten sie Schlachtreihen zu ihrem Gebothe, so ließen sie dieselben gegen einander anrücken. . . . In ihrer Schreibart heißen alle diese schönen Sätze philosophische Freiheiten; man muß laut denken;

jede Wahrheit muß man öffentlich sagen; nach ihrer Meinung sind sie die einzigen Besitzer der Wahrheiten; darum glauben sie alle Uebertreibungen aussprechen zu dürfen, welche ihnen in den Sinn kommen und ihnen Beifallklatschen verschaffen.

Marlborough. Wahrscheinlich giebt es in Europa keine Irrenhäuser mehr. Wenn es noch giebt, so sollte man nach meiner Meinung diese Herren darein setzen, damit sie darin als Gesetzgeber ähnlicher Narren auftreten könnten.

Eugen. Nach meiner Meinung sollte man ihnen eine Landschaft zu regieren geben, welche große Züchtigung verdient; sie würden, wenn sie erst Alles zu unterst zu oberst gekehrt hätten, aus eigener Erfahrung lernen, daß sie unwissend seyen, daß der Tadel leicht, die Kunst aber schwer ist; sie würden einsehen, daß man eine Menge Thorheiten sagt, wenn man von Dingen spricht, die man nicht versteht.

Lichtenstein. Anmaßende gestehen niemals, daß sie unrecht hatten. Nach ihren Grundsätzen irrt der Weise niemals; er allein besitzt die Aufklärung; ihm allein entströmt das Licht zur Zerstreuung der düstern Dünste, in welchen der schwachsinnige und blinde Pöbel umhertappt; und der liebe Gott weiß, wie sie ihn aufklären. Bisweilen geschieht es, indem sie ihm den Ursprung der Irrthümer enthüllen, oder indem sie ihm ein Buch über

den Geist mittheilen, oder indem sie ihm das System der Natur entwickeln; solcher Schriften für die Aufklärung ist kein Ende. Ein Haufe unartiger Leute zählen sich kraft Naturanlage oder Kraft des Modegeschmacks zu ihren Schülern; sie geben sich als Abdrücke derselben, und erheben sich zu Unterschulmeistern des Menschengeschlechtes. Da es aber viel leichter ist, Unbilden zu sagen, als Gründe vorzubringen, so pflegen ihre Zöglinge auf die unbescheidenste Art bei jeder Gelegenheit loszuziehen gegen die Kriegsmänner.

Eugen. Ein Tropf findet zur Bewunderung stets noch einen größeren Tropf. Leiden aber die Kriegsmänner geduldig die Unbilden?

Lichtenstein. Sie lassen diese Hunde bellen, und ziehen ihrer Wege.

Marlborough. Aber woher kommt diese Erbitternng gegen die edelste der Lebensaufgaben, gegen diejenige, unter deren Schutze die übrigen Alle sich im Frieden zu entwickeln vermögen?

Lichtenstein. Da sie in der Kunst der Kriegführung höchst unwissend sind, glauben sie diese Kunst durch ihre Reden verächtlich zu machen. Doch habe ich Ihnen schon gesagt, daß sie alle Wissenschaften überhaupt verschreien, und einzig die Geometrie auf ihren Trümmern erheben, um allen fremden Ruhm zu zernichten, und ihn einzig und allein

auf ihren Personen als dem Mittelpunkte zu vereinen.

Marlborough. Wir aber haben weder die Philosophie, weder die Geometrie, noch die schönen Wissenschaften verachtet. Wir begnügten uns in unserer Art Verdienst zu erwerben.

Eugen. Ich that noch mehr. Zu Wien beschützte ich alle Gelehrte; ich zeichnete sie aus in einer Zeit, wo Niemand auf sie Rücksicht nahm.

Lichtenstein. Dieß glaube ich gern, denn Ihr beide waret große Männer, und diese sogenannten Philosophen sind nur unartige Leute, deren Eitelkeit eine Rolle spielen möchte; dennoch verletzen die immer wiederholten Unbilden das Andenken der großen Männer. Man glaubt die kühnsten Aeußerungen in die Kreuz und Quere geben das Recht auf den Namen des Philosophen, und die Behauptung von Sonderbarkeiten verschaffe die Palme des Sieges. Wie Viele hörte ich durch lächerliche Aeußerungen Eure schönsten Thaten verdammen, und Euch als Männer behandeln, welche den Ruhm an sich rissen in einem Jahrhunderte der Unwissenheit, welches den wahren Werth der Menschen verkannte.

Marlborough. Wie! unser Jahrhundert wäre ein Jahrhundert der Unwissenheit. Dieß ist nicht anzuhören.

Lichtenstein. Das gegenwärtige Jahrhundert ist das Jahrhundert der Aufklärung und Philosophie.

La Harpe.

Dieser geistvolle Dichter gab die Schilderung und Vergleichung von Rousseau und Voltaire auf folgende Weise.

Zwei glänzten vorzüglich durch Geist, Ruhm und Kunst; sie zeigten in lieblicher Gestalt den Irrthum, dessen Gewalt sie begründeten. Sie bereiteten von fernher unerwartete Uebel, vor welchen sie sich gewiß entsetzten, hätten sie dieselben im Geiste vorher gesehn. Fest glaube ich es, als Zeugen ihres schrecklichen Werkes hätten sie Frankreich's Wuth mißbilligt. Doch eitle Entschuldigung für den Irrthum des Hochmuths! Wer das Ruder ergreift, soll schon kennen die Klippe. Der Schwäche gewährt man mit Recht die Verzeihung, aber der Mißbrauch großer Gewalt ist ein großes Verbrechen. Durch die Gaben des Geistes gestellt auf die ersten der Plätze, sprachen sie von oben herab zu den unwissenden Völkern; ihre Stimme trug bis zum Himmel hinauf den Krieg, und ihr Wort durcheilte mit Kühnheit die Erde. Beide versuchten es, das Menschengeschlecht dem heiligen Joche zu entziehen, welches nicht umsonst ein Gott ihm auferlegte; doch dieser Gott sandte zu ihrer Beschä-

mung Schläge, und die von ihnen belehrte Welt verlangt von ihnen die Rechenschaft. Ihre Namen sind hinfort mit immer neuem Vorwurf beladen, und bezeichnen stets unserer Leiden Beginn. Sie brachen die Bahn dem empörten Volke, und unvergänglich ist die Schmach ihres ungeheuern Erfolgs.

Der Eine, von Jugend an umher irrend und mannigfaltig verletzt, nährte mitten im Hohn seinen empörten Stolz; am Himmelsbogen der Künste als unheilverkündendes Luftbild bezeichnete er durch Unanständigkeit seinen späten Aufgang; als ersten Versuch eines betrüglichen Geistes gab er die Verläumdung der Künste, seiner einzigen Ansprüche auf Ruhm; er zeigte den Hochmuth eines neuen Verächters der Sitte, schmückte das Seltsame mit hochmüthigem Gegensatze, veredelte den Trugschluß und stellte ihn dar als die Wahrheit! Doch wodurch brach sich diese verächtliche Kunst die Bahn des Ruhmes? Höfling des Neides, dient er ihm, schmeichelt er ihm, steigt dienend hinab bis zu den untersten Reihen, bis zu den Grundlagen hinab, und trägt dahin das trügliche Wort der Gleichheit. Er säete und erzog bei einem leichtsinnigen Volke jenen Neuerungsgeist, das Ungeheuer unserer Zeit, welches Europa mit Blut bedecken wird und mit Trauer. Rousseau ward bei uns der Bothe des Hochmuths; er rühmte seine in Genf genährte Jugend,

und verwirrte aus Rache für ein Buch das Glück seines Vaterlands, während er in seinen Schriften durch einen seltsamen Widerspruch nach seiner kleinlichten Stadt ordnet das Weltall. Ich bewundere seine Gaben, doch tadle ich ihren Gebrauch; sein Wort ist Feuer, aber ein Feuer, das verwüstet; seine düstern Schimmer leuchten über den Trümmern. Alles, sogar die Wahrheit, täuschet in seinen Werken, und der ehebrecherische Bund von Falschem und Wahrem ist der Grundzug des vielgewandten Sophisten. Wechselweise abtrünnig dem einen und andern Gesetze, bewundert er die Freudenbothschaft und verwirft doch den Glauben; wird Christ und Deist, waffnet sich wider Genf und Rom; erschöpft an sich allein den ganzen Unbestand des Menschen, verlangt eine Ehrensäule und begehrt ein Gefängniß. Endlich verwirrt die Eigenliebe ihm die stolze Vernunft und schlägt seinen Geist am Ende des Lebens mit schwermüthiger Einbildung. Er entflieht aller Welt, die wider ihn sich verschwört, und bekennt seine Schuld dem Menschengeschlechte; doch voll von sich selbst ruft er hinauf zu der Gottheit: Keiner ist besser als Ich.

Der Andere, noch berühmter, noch glänzender durch Schöpferkraft, ward für uns sechzig volle Jahre der Gott des Wohlklangs. Bedeckt mit allen Lorbern, geschaffen für alle Siege gab Voltaire mit seinem

Namen auch einen Namen allen Franzosen. Theuer verkaufte er uns dieß glänzende Erbtheil, als er frei in seiner Verbannung und gesichert durch sein Alter seinem stürmischen Geiste Freiheit des Laufes ließ und über den Geist des Jahrhunderts solche Obmacht gewann. Sein Ehrgeiz, immer ungezügelter, beschloß den Gott des Evangelium's zu stürzen vom Throne. Voltaire in Ferney, seinem glänzenden Schlosse voll Waffen, errichtete hoch über Europa einen zauberischen Leuchtthurm, welcher mit dem Schimmerlichte dreißig Jahre die Feuerfunken umherstreute. Die Gottvergessenheit, kraftvoll in der Zerstörung, erschütterte durch ihn in blindwüthender Gewalt die Throne der Erde, die an den Himmel sich lehnen. Der gelenkige Proteus nahm alle Gestalten der Verführung; stark in allen Talenten zu gefallen und zu schaden, wußte er sein furchtbares Gift in vielerlei Genüssen zu biethen. Bewaffnet mit der Gabe des Lachens; spielend mit der Vernunft; umherwerfend die Lüge, den Witz und den Spotr, kleidet er die Täuschung in verschiedene Gewänder, beherrscht er den Unwissenden, verhöhnt er den Tiefgelehrten. Sein hoher Geist vermochte sogar herabzusteigen zum Pöbel, und machte aus dem Laster ein Spiel, so wie aus der Schande eine Schule; er führte das Blasphem, stechend und scherzend, verschönt und heiter rings

in die Welt. Dem einfachen Sinne entriß er seine alte Gewalt; er verwarf die ernstere Prüfung, machte jede Bedächtlichkeit erröthen, und stellte den Namen des Ungläubigen auf den ersten Platz der Ehre.

Sechste Erörterung.

Die beschreibende Dichtkunst so wie die Landschaft-Mahlerei danken Viel dem Genius des Christenthums.

Th. IV. S. 63. und Th. V. S. 87.

Die Mythologie verkleinerte die Natur und verbannte daraus die Wahrheit. Ein unwidersprechlicher Beweis davon liegt darin, daß die Dichtkunst, welche wir die beschreibende nennen, dem Alterthume unbekannt blieb.

Wir wollen das Wort beschreibende Dichtkunst erklären, damit man es nicht in einem Sinne nehme, welcher von dem unsrigen ganz abweicht. Einige Gelehrte stießen sich an unserer Behauptung, weil sie dasjenige nicht genau verstandeu, was wir sagen wollten. Allerdings besaßen die Alten be-

schreibende Stellen; es wäre abgeschmackt dieß zu läugnen, insonderheit wenn man dem Ausdrucke die größte Ausdehnung giebt, und wenn man darunter versteht Beschreibungen von Gewändern, von Gastmahlen, von Kriegsheeren, von Gebräuchen u. s. w.

Aber diese Art von Beschreibung weicht ganz ab von der unsrigen. Im allgemeinen kann man sagen, die Alten mahlten die Sitten, wir mahlen die Dinge. Virgilius beschreibt das Landleben, Theokritos die Hirten, Thomson aber die Wälder und die Einöden.

Wenn die Griechen und Römer einige Worte von der Landschaft sprachen, so geschah es nur um darin Personen handeln zu lassen, und rasch einen Hintergrund dem Gemählde zu geben. Aber sie schilderten niemals nackt, wie wir, die Ströme, die Berge, die Wälder; dieß ist das Eigentliche und Ganze, was wir behaupten wollten.

Vielleicht wird man einwenden, die Alten hätten Recht daran gethan, die beschreibende Dichtkunst anzusehen als einen gelegentlichen Gegenstand, nicht aber als einen hauptsächlichen Gegenstand des Gemähldes. Dieß ist auch meine Ansicht, und man machte in unsern Tagen einen gewaltigen Mißbrauch von der beschreibenden Art. Aber darum ist es nicht weniger wahr, daß sie ein neues

Hülfsmittel in unsere Hände gab, daß sie den Umkreis der dichterischen Bilder erweiterte, ohne uns der Mahlerei der Sitten und Leidenschaften zu berauben, so wie sie bei den Alten bestand.

Aus dem nämlichen Grunde, weil die Mythologie die Natur verkleinerte und ihr die Wahrheit nahm, indem sie dieselbe bloß zu einem Wohnhause von Göttern und Göttinnen machte, hatten die Alten keine eigentliche Landschaftmahlerei. Das Christenthum, welches die Landschaft von ihren göttlichen Bewohnern befreite, stellte sie in ihre wahre Größe, und machte sie würdig einer selbstständigen Darstellung durch das Gemählde.

Das Verzeichniß, welches uns Plinius von den Gemählden des Alterthums giebt, zeigt nicht ein einziges Landschaft-Gemählde, wenn man die Fresco-Mahlereien ausnimmt. Allerdings konnten einige Gemählde der großen Meister einen Baum, einen Fels, einen Thalgrund, einen Waldraum, einen Wasserfall vorstellen auf der zweiten oder dritten Reihe der Gegenstände; aber dieß macht nicht die eigentlich sogenannte Landschaft, so wie wir dieselbe besitzen von Lorrain und Berghem und ihres Gleichen.

In den Alterthümern von Herculanum fand man nichts für die Behauptung, daß die alte Schule der Mahlerkunst Landschaftmahler besaß. Man sieht nur im Telephus eine sitzende Frau, mit Kränzen bekrönt,

gestützt auf einen Korb voll Aehren, Früchten und Blumen. Hercules erscheint von der Rückenseite, steht aufrecht vor ihr, und eine Hirschkuh säugt ein Kind zu ihren Füßen. Ein Faun spielt die Flöte in der Entfernung, und eine geflügelte Frau macht den Hintergrund für die Gestalt des Hercules. Diese Zusammensetzung ist anmuthig; aber dieß ist doch noch keine wahre Landschaft, keine reine nackte Landschaft, welche ganz allein einen Gegenstand der Natur darstellt.

Obschon Vitruvius behauptet, Anaxagoras und Demokritos hätten von der Perspektive bei Behandlung der griechischen Scenerieen gesprochen, so kann man dennoch in Zweifel ziehen, ob die Alten diesen Theil der Kunst kannten, ohne welchen die Landschaft-Mahlerei ganz unmöglich wird. Die Zeichnung von den Kunstwerken des Herculanum's ist trocken; sie gleicht sehr den Bildhauerarbeiten und den Basreliefs. Die Schatten, roth mit schwarz gemischt, sind gleich dicht von der Höhe bis zur Tiefe der Figur; folglich machen sie die Gegenstände nicht zurückweichen. Sogar die Früchte, die Blumen und die Gefässe entbehren der Perspektive, und der obere Umriß dieser Letzteren entspricht nicht dem nämlichen Gesichtskreise ihrer Grundfläche. Alle diese Gegenstände endlich, welche man in den Trümmern von Herculanum findet, sind der Fabel entnommen, und beweisen, daß die Mythologie

durch ihre Götter den Mahlern die wahre Landschaft entzog, so wie sie den Dichtern die wahre Natur verbarg. Diese Wahrheit stellte das Christenthum wieder her.

Die Gewölbe in den Bädern oder Thermen des Titus, deren Gemählde Raphael durchforschte, stellten nur Menschengestalten vor.

Einige bilderstürmende Kaiser erlaubten Blumen und Vögel zu zeichnen auf den Mauern der Kirchen zu Konstantinopel. Die Aegypter, welche die griechische und römische Mythologie mit noch vielen andern Gottheiten besaßen, konnten kein wahres Bild geben von der Natur. Einige ihrer Gemählde, welche man noch auf den Mauern ihrer Tempel erblickt, erheben sich durch die Anlage nicht über die Mache der Chinesen.

Pater Sicard, indem er von einem kleinen Tempel in Mitte der Grotten von Thebais spricht, sagt: «Das Gewölbe, die Mauern, das Aeußere, das Innere, Alles ist bemahlt, aber mit so glänzenden und so sanften Farben, die man gesehen haben muß, um ihre Schönheit zu glauben. . . Rechts erblickt man einen aufrecht stehenden Mann, mit einem Rohre in jeder Hand, gestützt auf ein Krokodil, ein Mädchen befindet sich in seiner Nähe, welches ein hr in der Hand hält. . . . Links an der Thüre erblickt man einen ebenfalls aufrechtstehenden Mann,

gestützt auf ein Krokodil, in der rechten Hand einen Degen und in der linken Hand eine angezündete Fackel haltend. Auf das Innere des Tempels sind gemahlt Blumen von allen Farben, Werkzeuge von verschiedenen Künsten, so wie andere verzerrte und sinnbildliche Gestalten (groteske und emblematische Figuren). Auf einer andern Seite erblickt man eine Jagd, wo alle Vögel, welche in der Nähe des Niles wohnen, in einem Garne gefangen sind. Noch auf einer andern Seite sieht man eine Fischerei, wo alle Fische dieses Stromes in einem einzigen Netze beisammen erscheinen u. s. w.» (Lettr. Edif. T. V. P. 144.)

Um Landschaft-Gemählde im Sinne der Neuern zu finden bei den Alten, mußte man zu den Mosaiken die Zuflucht nehmen; aber auch diese Landschaften sind nach ihrem Wesen geschichtlich. Diese berühmte Mosaike im Palaste der Prinzen Barberini zu Palästrina zeigt in ihrem oberen Theile ein gebirgigtes Land mit Jägern und Thieren; in dem untern Theile zeigt sie den Nil, welcher um mehrere kleine Inseln sich schlängelt. Aegypter jagen auf Krokodile; Aegypterinnen schlummern unter Lauben; eine Frau biethet einem Krieger die Palme u. s. w.

Von allem diesem ist noch ein großer Schritt bis zu einer Landschaft von Claude Lorrain.

Katalog des Plinius.

Die Mahler der drei großen Schulen, der jonischen, sicyonischen und attischen, folgen nach einander.

Polygnot von Thasos mahlte einen Krieger mit seinem Schilde. Er mahlte überdem den Tempel von Delphos und den Säulengang von Athen im Wettstreite mit Mylon.

Apollodor von Athen. Ein Priester in der Anbethung. Ajax ganz brennend von den Flammen des Blitzes.

Zeuxis. Eine Alcmene. Ein Gott Pan. Eine Penelope. Ein Jupiter, sitzend auf seinem Throne, umgeben von den stehenden Göttern. Hercules als Kind, welcher zwei Schlangen erdrückt, in Gegenwart des Amphitryo und der Alcmene, welche vor Schrecken erblaßt. Juno. Das Gemählde von den Trauben. Eine Helena und ein Marsyas.

Parrhasius. Der Vorhang. Das Volk von Athen personificirt. Theseus. Meleager. Hercules und Perseus. Der Hohepriester der Cybele. Eine cretische Amme mit ihrem Kinde. Ein Philoktet. Ein Gott Bacchus. Zwei Kinder begleitet von der Tugend. Ein Priester begleitet von einem jungen Knaben, welcher eine Büchse mit Weihrauch hält und auf dem Haupte eine Blumenkrone trägt

Ein bewaffneter Läufer in der Rennbahn. Ein anderer bewaffneter Läufer, welcher die Waffen am Ende des Laufes niederlegt. Ein Aeneas. Ein Achilles. Ein Agamemnon. Ein Ulysses. Ein Ajax, welcher mit Ulysses über die Waffen des Achilles streitet.

Timanthes. Opferung der Iphigenie. Polyphem schlafend, während die kleinen Satyrn seinen Daum mit einem Thyrsus messen.

Pamphylos. Ein Kampf vor der Stadt Phlius. Eine Victoria der Athenienser. Ulysses in einem Schiffe.

Echion. Ein Bacchus. Die Tragödie und Comödie personificirt. Eine Semiramis. Eine Alte, welche zwei Lampen vor einer Neuvermählten einher trägt.

Apelles. Die nackte Campaspe unter den Pfeilen der Venus Anadyomene. Der König Antigonus. Alexander mit dem Blitze bewaffnet. Festzug des Megabyses, Priesters der Diane. Clitus im Aufbruche zum Kriege und den Helm nehmend aus den Händen seines Schildknappen. Ein weibischer Mann. Ein Menander, König von Carien. Ein Anceus. Der Tragiker Gorgosthein. Die Dioscuren. Alexander und die Victoria Bellona gefesselt an den Siegeswagen Alexander's. Ein nackter Held. Ein Neoptolemus kämpfend zu Pferde gegen die Perser. Archelous mit Gemahlin und

Tochter. Antigonus bewaffnet. Diana tanzend mit jungen Mädchen. Die drei Gemählde, bekannt unter dem Namen des Wetterleuchtens, des Donners und des Blitzes.

Aristides von Thebä. Eine mit Sturm genommene Stadt sammt einer verwundeten und sterbenden Mutter. Schlacht gegen die Perser. Vierspänner im Wettlaufe. Ein Bittender. Jäger mit ihrem Wilde. Bildniß des Mahlers Leontion. Biblis. Bacchus und Ariadne. Ein Tragiker begleitet von einem jungen Knaben. Ein Greis, welcher ein Kind im Spiele der Lyra unterrichtet. Ein Kranker.

Protogenes. Lialyssus. Ein aus Liebe sterbender Satyr. Ein Cydippus. Ein Tlepolemus. Ein nachsinnender Philiscus. Ein Reiger. Der König Antigonus. Die Mutter des Aristoteles. Ein Alexander. Ein Pan.

Asclepiodorus. Die zwölf großen Götter.

Nicomachus. Der Raub der Proserpina. Eine Victoria, welche sich auf einem Wagen in die Lüfte erhebt. Ein Ulysses. Ein Apollon. Eine Diana. Eine Cybele, sitzend auf einem Löwen. Bacchantinnen und Satyrn. Scylla.

Philoxenus von Eretria. Die Schlacht Alexander's gegen Darius. Drei Silene.

Groteske-Art und Fresco-Gemählde.

Hier spricht Plinius von Pyreicus; dieser mahlte in großer Vollkommenheit die Buden von Barbieren, von Schustern, von alten Weibern u. s. w. Dieß ist die flamändische Schule. Darauf sagt er, Augustus habe auf den Mauern der Paläste und Tempel vorstellen lassen Landschaften und Seestücke. Unter den Fresko-Gemählden dieser Art nannte man als vorzüglichste die Morastträger. Dieß waren Bauern am Eingange eines Dorfes, welche mit Frauen markten über den Preis, für welchen sie dieselben auf ihren Schultern über einen Morast tragen wollten. Dieß sind die einzigen Landschaft-Gemählde, deren im Alterthume Erwähnung geschieht, und dieß waren überdem nur Fresko-Mahlereien.

Enkaustische Mahlerei beschreibt Plinius ebenfalls in Rücksicht der Meister sowohl als der Gegenstände. Nach Aufzählung der vorzüglichsten Mahler nennt er noch ungefähr vierzig Meister geringerer Art, von welchen er nur einige Gemählde anführt. Hier folgen die ausgezeichneten.

Pausanias von Sicyon. Hemeresios oder das Kind. Glycere sitzend und mit Blumen bekrönt. Eine Hekatombe.

Euphranor. Ein Kampf zu Pferd. Die zwölf Götter. Theseus. Ein Ulysses, welcher sich wahnsinnig stellt. Ein Krieger, welcher das Schwert in die Scheide steckt.

Cydias. Die Argonauten.

Antidotas. Ein Kämpfer mit dem Schilde. Der Lautenspieler und der Flötenbläser.

Nikias von Athen. Ein Wald. Nemea personificirt. Ein Bacchus. Ein Hiacynth. Eine Diana. Das Grabmal des Megabyzes. Die Nekromantie des Homeros. Calypso. Jo und Andromeda. Alexander. Calypso sitzend.

Athenion. Ein Phylarchos. Ein Syngenicon. Ein Achilles in Mädchentracht. Ein Reiterknecht mit dem Pferde.

Limonachus von Byzanz. Ajax. Medea. Orestes. Iphigenie in Tauris. Ein Lecythion oder Meister im Springen. Eine edle Familie. Eine Gorgone.

Aristolaus. Ein Epaminondas. Ein Perikles. Eine Medea. Die Tugend. Theseus. Das atheniensische Volk personificirt. Eine Hekatombe.

Sokrates. Die Töchter des Aesculap, Hygiea, Egle, Panacea, Laso. Oenos oder der müßige Sailer.

Antiphilos. Das Kind beim Anblasen des Feuers. Die Spinnerinnen an der Spindel. Die Jagd des Königs Ptolemäus, und der Satyr im Hinterhalte.

Aristophon. Anceus verwundet durch das calydonische Wildschwein. Ein allegorisches Gemählde von Priamus und Ulysses.

Artemon. Danae und die Corsaren. Die Königin Stratonice. Hercules und Dejänira. Hercules auf dem Berge Oeta. Laomedon.

Diesen Katalog, welcher sich im 35sten Buche des Plinius befindet, vergleiche man mit jenem des Museums zu Paris. Wir wollen nur bemerken, daß die meisten alterthümlichen Gemählde Bildnisse oder Geschichtstücke sind. Um unpartheiisch zu seyn, muß man nur eine Vergleichung anstellen zwischen christlichen Gegenständen und mythologischen Aufgaben.

Siebente Erörterung.

Die Gräuel bei Amerika's Eroberung und die Blutbäder von Irland schreibt man mit Unrecht auf Rechnung des Christenthums.

Th. 10. S. 16.

Robertson, welchen die Philosophen so gerne und so oftmals anführen, wenn er für sie

spricht, müssen ihn auch anerkennen, wenn er für die Religion redet. Seine Stelle, welche den Beweis für den wichtigen Hauptsatz dieser Erörterung biethet, gehört ganz in ein Werk über den Genius des Christenthums. Darum liefern wir sie, wie folgt.

Von dem Zeitpunkte an, wo man nach Amerika Priester schickte, um die Eingeborenen zu belehren und zu bekehren, setzten diese voraus, daß die Strenge, womit man dieß Volk behandle, ihren Dienst fast unnöthig mache. Die Glaubensprediger, welche sich nach dem milden Geiste der Religion richteten, die sie verkünden sollten, erhoben sich also gleich wider die Grundsätze ihrer Landsleute in Rücksicht der Indianer; sie verdammten die Repartimientos oder jene Vertheilungen, wodurch man die Eingeborenen als Sklaven den Eroberern hingab, als Handlungen, welche eben so sehr der natürlichen Billigkeit, als den Vorschriften des Christenthums und einer gesunden Staatskunst widerstrebten. Die Dominicaner, welchen man den Unterricht der Amerikaner alsogleich übertrug, waren am eifrigsten, diese Vertheilungen anzugreifen. Im Jahr 1511 sprach Montesino, Einer ihrer berühmtesten Prediger, lauttönend gegen diesen Gebrauch in der großen Kirche zu Saukt Domingo mit allem Ungestüm einer volksthümlichen Beredsamkeit. Don Diego Colom, die vorzüg-

lichsten Offiziere der Colonie, und alle Lajen, welche diese Rede anhörten, beklagten sich über diesen Mönch bei seinen Obern; aber Diese, weit entfernt ihn zu verdammen, billigten seine Lehre als ganz fromm und passend für die Umstände.

Die Dominikaner, ohne Rücksicht auf augenblickliche Klugheit oder persönlichen Vortheil wollten in Nichts weichen von der Strenge ihrer Lehren, und sie verweigerten sogar die Lossprechung in der Beicht und die Zulassung zum Abendmahle denjenigen ihrer Landsleute, welche Indianer in Leibeigenschaft hielten. *) Beide Theile wandten sich an den König um eine Entscheidung über eiuen Gegenstand von so hoher Bedeutung. Ferdinand ernannte einen Ausschuß seines geheimen Rathes, welchem er einige der geschicktesten Rechtsgelehrten und Gottesgelehrten beifügte, um die Abgesandten von Hispaniola zu vernehmen, welche die verschiedenen Ansichten zu vertheidigen hatten. Nach einem langen Meinungkampfe wurde der spekulative Theil der Streitfrage entschieden zu Gunsten der Dominikaner, und die Indianer wurden erklärt als ein freies Volk, welches geschaffen sey, alle natürlichen Rechte des Menschen zu genießen; aber dieser Entscheidung zum Trotze setzte man die Repartimientos

*) Oviedo L II. C. VI. P. 97.

fort ganz auf die nämliche Art wie bisher. *) Da das Urtheil der Commission den Hauptgrundsatz anerkannte, worauf die Dominikaner ihre Meinung gründeten, so war es wenig geeignet sie zum Schweigen zu bringen. Um endlich die Ruhe wieder herzustellen in der Colonie, welche durch die Vorstellungen und die Zurechtweisungen dieser Ordensleute sehr aufgeregt war, verkündete Ferdinand einen Beschluß seines geheimen Rathes; aus diesem gieng hervor, daß nach reifer Prüfung der apostolischen Bulle und der übrigen Titel, welche die Rechte der Krone Castilien's über diese Besitzungen der Neuen-Welt ausspräche, die Knechtschaft der Indier sich gründe auf die göttlichen und menschlichen Gesetze; wenn man sie nicht unter die Oberherrschaft der Spanier stelle und sie nicht unter ihre unmittelbare Aufsicht gebe, so könne man sie unmöglich dem Götzendienste entziehen, und sie unmöglich in den Grundsätzen des Christenthums befestigen; man dürfe daher keine Gewissensangst hegen über die Rechtlichkeit der Repartimientos, da der König sowohl als sein Rath alle Gefahr auf ihr eigenes Gewissen nähmen; die Dominikaner also und die Mönche der andern Orden sollten sich in Zukunft der Schmähungen enthalten, wozu sie das Uebermaß

*) Herrera. D. I. L. VIII. C. 12 und L. IX. C. V.

ihres menschenfreundlichen, aber unaufgeklärten Eifers antrieb, indem sie gegen diesen Gebrauch so hart sich aussprachen. *)

Ferdinand wollte klar die Absicht zeigen, womit er auf der Vollstreckung dieses Beschlusses bestand; darum verordnete er neue Vertheilungen der Indier unter seine Höflinge. Um aber zu scheinen, als vergesse er nicht ganz die Rechte der Menschlichkeit, verkündigte er ein Gesetz, daß die Indier unter dem Joche, welchem er sie unterwarf, sanft behandelt werden sollen; er bestimmte die Natur der Arbeit, welche sie verrichten sollten; er bezeichnete die Art ihrer Kleidung und Nahrung, und gab Vorschriften, auf welche Weise man ihren Unterricht in den Grundsätzen des Christenthums bewerkstelligen sollte. **)

Aber die Dominikaner, welche die Zukunft nach ihrer Kenntniß der Vergangenheit beurtheilten, fühlten bald die Unzulänglichkeit dieser Vorsichtmaßregeln, und behaupteten, so lange die Einzelnen in der harten Behandlung der Indier einen Vortheil fänden, so würde keine öffentliche Verfügung ihre Knechtschaft sanft, oder auch nur erträglich machen. Sie urtheilten, es sey unnütz, ihre Zeit und ihre

---

*) Herrera, D. I. L. IX. C. 14.

**) Herrera, D. I. L. IX. C. 14.

Kraft aufzuwenden, um die erhabenen Wahrheiten des Evangelium's Menschen mitzutheilen, deren Gemüth niedergeschlagen, und deren Geist wie vernichtet wäre durch die Unterdrückung. Einige dieser Glaubensprediger, ganz entmuthigt, bathen ihre Obern um die Erlaubniß auf das Festland gehen zu dürfen, um da den Gegenstand ihrer Mission unter jenen Indianern auszuführen, welche durch das Beispiel der Spanier noch nicht verdorben, und durch ihre Grausamkeit noch nicht gegen die Glaubenssätze des Christenthums eingenommen wären. Diejenigen welche auf Hispaniola blieben, setzten ihre Vorstellungen fort mit einer bescheidenen Festigkeit gegen die Knechtschaft der Indier.

Die gewaltthätigen Maßregeln des Albukerke, welcher die Vertheilung der Indier besorgte, entflammten aufs Neue den Eifer der Dominikaner wider die Repartimientos, und erweckten für dieses unterdrückte Volk einen Wortführer voll Muth, voll Kraft, voll Geist, wie sie nöthig waren zur Vertheidigung einer so verzweifelten Sache. Dieser feuereifrige Mann hieß Bartholomäus Las Casas, geboren zu Sevilla, einen Priester, welcher den Columbus auf der zweiten Reise der Spanier begleitete, als man anfangen wollte, eine Niederlassung auf Hispaniola zu gründen. Er hatte sich in die herrschende Meinung seiner Mitbrüder der Dominikaner versenkt, welche es für eine Ungerechtigkeit

ansahen, die Indier als Leibeigene zu behandeln; um seine Aufrichtigkeit und Ueberzeugung zu beweisen, hatte er dem Antheile an den Indiern entsagt, welcher ihm bei der Theilung derselben unter die Eroberer zufiel; er erklärte, er würde es stets als einen verbrecherischen Fehltritt beweinen, wenn er nur einen einzigen Augenblick über seine Brüder eine so gottvergessene That ausübte. *) Seitdem erschien er als entschiedener Beschützer der Indianer; durch seinen Muth sowohl bei ihrer Vertheidigung, als durch die Verehrung für seine Talente und seinen Charakter genoß er oftmals das Glück, die Ausschweifungen seiner Landsleute in Schranken zu halten. Er erhob sich lebhaft gegen die Anstalten Albukerke's; er bemerkte bald, daß der Eigennutz dieses Statthalters ihn taub für alle Bitten machte; doch verließ er darum die unglückliche Nation nicht, deren Sachwaltung er übernommen. Er reiste zurück nach Spanien in der sichern Hoffnung, daß er Ferdinand's Augen öffnen und sein Herz rühren würde, wenn er ihm das Gemählde der Unterdrückung zeigte, worin seine neuen Unterthanen schmachteten. **)

*) Fr. Aug. Davila Hist. de la Fondacion de la Provincia de S. Jago en Mezico p. 303, 304. Herrera, D. I. L. X. C. 12.

**) Herrera, D. I. L. X. C. XII. D. II. L. I. C. II. Davila Padilla Hist. p. 304.

Leicht erhielt er eine Audienz beim Könige, dessen Gesundheit sehr geschwächt war. Er stellte ihm vor die Augen mit eben so viel Freiheit als Beredsamkeit die verderblichen Wirkungen der Repartimientos in der Neuen-Welt; er tadelte ihn mit Muth über die Art, wodurch er diese gottvergessenen Maßregeln in Kraft setzte, welche Elend und Zerstörung über ein zahlreiches Geschlecht jener unschuldigen Menschen brachten, die von der Vorsehung seiner Sorge anvertraut waren. Ferdinand, dessen Geist durch die Krankheit angegriffen war, fühlte sich lebhaft ergriffen durch den Vorwurf der Gottlosigkeit, welchen er unter andern Umständen verachtet hätte. Er hörte die Rede des Las Casas mit den Zeichen einer großen Reue, und versprach, sich ernstlich mit den Mitteln zu beschäftigen, um die angezeigten Uebel zu entfernen. Aber der Tod hinderte ihn an Ausführung dieses Entschlusses. Carl von Oestreich, an welchen die Krone von Spanien übergieng, hatte damals seinen Thronsitz in den Niederlanden. Las Casas mit seinem gewohnten Eifer, bereitete sich zur Abreise nach Flandern, in der Absicht, den jungen Herrscher einzunehmen; aber der Cardinal Ximenes befahl ihm als Regent von Castilien, dieser Reise zu entsagen, indem er versprach, persönlich seine Klagen anzuhören.

Der Cardinal erwog den Gegenstand mit jener Aufmerksamkrit, welche seine Wichtigkeit erforderte;

da seine Gemüthsart die kühnsten und ungewöhnlichsten Entwürfe feurig auffaßte, so setzte sein rasch gefaßter Entschluß die spanischen Minister, welche an das Langsame und Förmliche gewohnt waren, in Erstaunen. Ohne Rücksicht auf die Rechte, welche Don Diego Columbus ansprach, ohne Rücksicht auf die Vorschriften, welche weiland der König erlassen, beschloß er nach Amerika drei Oberaufseher für alle Anpflanzungen abzusenden, und zwar mit hinlänglicher Vollmacht, um die große Frage über die Freiheit der Indier nach allseitiger Prüfung der Umstände an Ort und Stelle vollkommen zu entscheiden. Die Wahl dieser Oberaufseher war mit Schwierigkeiten verbunden. Alle Lajen, sowohl die in Amerika Angesiedelten, als die zu Rathe Gezogenen in ihrer Eigenschaft der Glieder dieses Verwaltungzweiges, erklärten ihre Meinung, und dachten, die Spanier könnten ihre Niederlassung in der Neuen-Welt nur dadurch behaupten, wenn man ihnen gestattete, die Indier in Knechtschaft zu behalten. Ximenes glaubte also auf ihre Unpartheilichkeit nicht rechnen zu dürfen, und beschloß sein Vertrauen auf die Priester zu setzen. Da aber hier die Dominicaner und Franziscaner verschiedene Grundsätze angenommen hatten, schloß er diese beiden kirchlichen Orden aus. Er lenkte also seine Wahl auf die Mönche, welche Hieronymiten hießen, in Spanien nur eine kleine Gemeinde bildeten, aber

ein großes Ansehen besaßen. Nach dem Rathe ihres Generals, und in Uebereinstimmung mit Las Casas, erwählte er aus ihnen drei Männer, welche er eines so wichtigen Auftrages würdig hielt. Mit ihnen verband er noch Zuazo, einen Rechtsgelehrten von ausgezeichneter Redlichkeit, welchem er alle Gewalt anvertraute über die Verwaltung des Rechtes in den Niederlassungen. Las Casas sollte sie begleiten mit dem Titel eines Beschützers der Indianer. *)

Eine Macht, so groß, um das ganze System der Regierung der Neuen-Welt in einem Augenblicke umzuändern, nun niederzulegen in die Hände von vier Personen, welche ihr Stand und ihre Stellung keineswegs zu so hohen Aufgaben berief, erschien dem Zapata und den andern Ministern des verstorbenen Königs als ein so außerordentlicher und so gefährlicher Schritt, daß sie die Ausfertigung der nothwendigen Befehle zur Vollziehung verweigerten; aber Ximenes war nicht aufgelegt, geduldig zu leiden, daß man seinen Entwürfen irgend ein Hinderniß entgegensetze. Er ließ die Minister holen, sprach zu ihnen in einem hohen Tone, und erschreckte sie auf eine solche Weise, daß sie augenblicklich gehorchten. Die Oberaufseher, ihr Verbündeter

---

*) Herrera, D. II. L. II. C. 3. 6.

Zuazo, und Las Casas segelten ab nach Sankt Domingo. Bei ihrer Ankunft machten sie von ihrer Gewalt den ersten Gebrauch, daß sie alle Indier in Freiheit setzten, welche man an spanische Höflinge oder an irgend Jemand außer Amerika gegeben hatte. Diese Handlung der Kraft, verbunden mit Demjenigen, was man aus Spanien über den Gegenstand ihrer Sendung vernommen, verbreitete eine allgemeine Bestürzung. Die Pflanzer schloßen, man wolle ihnen in Einem Angenblicke alle Arme entziehen, womit sie bisher ihre Arbeiten bestellten; ihr Untergang sey also unvermeidlich. Aber die Väter des heil. Hieronymus betrugen sich mit so viel Vorsicht und Klugheit, daß ihre Besorgnisse bald verschwanden.

Sie zeigten in ihrer ganzen Verwaltung eine Kenntniß der Welt und der Geschäfte, welche man in dem Kloster nicht erwirbt; sie bewiesen eine Mäßigung und Milde, welche noch viel seltener sind bei Menschen, die an die Strenge des klösterlichen Lebens gewohnt sind. Sie hörten Jedermann, sie verglichen die eingezogenen Berichte, und nach reifer Ueberlegung blieben sie überzeugt, daß der Zustand der Colonie unausführbar mache den Plan des Las Casas, für welchen der Cardinal eine Neigung zeigte. Sie überzeugten sich, daß die in Amerika angesiedelten Spanier sich in zu kleiner Anzahl befänden, um die schon aufgedeckten Minen zu bear-

beiten; daß sie für diese zwei Arten von Arbeiten die Indier nicht entbehren könnten; daß sie ohne die Hülfe von diesen die Colonieen verlassen, oder wenigstens den möglichen Gewinn aus denselben aufgeben müßten; daß es kein Mittel gebe, mächtig genug den Widerwillen zu besiegen, welchen die frei gemachten Indier für diese Art von Beschäftigung hegen, und welchen nur der strenge Befehl eines Herren zu überwinden vermöchte; daß man ohne eine strenge und ununterbrochene Obermacht ihre Trägheit und natürliche Gleichgültigkeit nicht dahin bringen könne, jemals aus freiem Willen den Unterricht im Christenthum anzunehmen, oder die Vorschriften der Religion zu beobachten. Aus allen diesen Beweggründen erklärten sie es für nothwendig, die Repartimientos und die Sklaverei der Amerikaner zu dulden. Sie bemühten sich zu gleicher Zeit den traurigen Folgen dieser Duldung zuvorzukommen, und den Indianern die beste Behandlung zu verschaffen, welche sich mit dem Zustande der Knechtschaft vereinigen ließe. Darum erneuerten sie die ersten Vorschriften; sie erließen neue, sie vernachläßigten keine Vorsicht, welche die Schwere des Joches zu mindern vermochte; sie brauchten endlich ihr Ansehen, ihr Beispiel und ihre Ermahnungen, um ihren Landsleuten Gefühle der Billigkeit und der Milde einzuflößen für diese Indianer, deren Fleiß ihnen nothwendig war. Zuazo unterstützte

in seiner Abtheilung die Anstrengungen der Oberstatthalter. Er verbesserte die Gerichtshöfe in der Absicht, ihre Entscheidungen billiger und schneller zu machen; er erließ verschiedene Anordnungen, um die innere Polizei der Colonie auf einen bessern Fuß zu setzen. Alle Spanier der Neuen-Welt zeigten ihre Zufriedenheit mit dem Betragen von Zuazo und seinen Gefährten; sie bewunderten die Kühnheit von Ximenes, welche für die Ausführung seines Plans so ungewöhnliche Wege einschlug; auch bewunderten sie seinen Scharfblick in der Auswahl der Personen, welchen er sein Vertrauen schenkte, dessen sie sich so würdig machten durch ihre Weisheit, ihre Mäßigung und ihre Uneigennützigkeit. *)

Las Casas allein war unzufrieden. Die Betrachtungen, welche die Oberstatthalter bestimmten, machten keinen Eindruck auf ihn. Der Entschluß, welchen sie faßten, um ihre Vorschriften dem Zustande der Colonie anzupassen, erschien ihm als das Werk einer irdischen und furchtsamen Staatskunst, welche eine Ungerechtigkeit heiligte, weil sie vortheilhaft war. Er behauptete, die Indier seyen frei durch das Gesetz der Natur, und als ihr Beschützer forderte er die Oberstatthalter auf, sie des allgemei-

---

*) Herrera, D. II. L. II. C. XV. Remesal. Hist. gen. L. II. C. 14. 15. 16.

nen Vorrechtes der Menschheit nicht zu berauben. Die Oberstatthalter empfiengen seine herbsten Erwiderungen mit Ruhe, und ohne sich von ihrem Hauptentwurfe im mindesten zu entfernen. Die spanischen Anpflanzer zeigten sich in Rücksicht auf ihn nicht so gemäßigt, und oft befand er sich in Gefahr in Stücke gerissen zu werden wegen der Festigkeit, womit er eine ihnen ganz verhaßte Anforderung fortsetzte. Las Casas mußte, um sich wider ihre Wuth zu schirmen, eine Zufluchtstätte in einem Kloster suchen. Da er sah, daß alle seine Anstrengungen in Amerika erfolglos seyen, reisete er nach Europa ab mit dem festen Entschlusse, die Vertheidigung eines Volkes nicht aufzugeben, welches er als das Opfer einer grausamen Unterdrückung betrachtete.

Hätte er den Cardinal Ximenes in der nämlichen Geistesstärke gefunden, womit dieser Minister gewöhnlich seine Geschäfte betrieb, so hätte er wahrscheinlich einen üblen Empfang erhalten. Aber der Cardinal lag in einer tödtlichen Krankheit nieder, und bereitete sich, seine Gewalt zurückzugeben in die Hände eines jungen Königes, welchen man täglich aus den Niederlanden erwartete. Carl langte an, setzte sich in den Besitz der Regierung,

---

*) Herrera, D. II. L. II. C. XVI.

und verlor durch den Tod des Ximenes einen Minister, welcher durch seine Geradheit und seine Anlagen das königliche Vertrauen verdiente. Viele flamändische Große hatten ihren Oberherren nach Spanien begleitet. Die natürliche Anhänglichkeit Carl's an seine Landsleute bewog ihn, sie in allen Geschäften seines neuen Königreiches zu Rathe zu ziehen; diese Fremdlinge zeigten auch eine unbescheidene Aemsigkeit sich in Alles zu mischen, und sich fast aller Theile der Verwaltung zu bemächtigen. *) Die Leitung der Angelegenheiten Amerika's erschien als ein zu reizender Gegenstand, um ihren Blicken zu entwischen. Las Casas bemerkte ihren beginnenden Einfluß. Obschon die Männer von großen Entwürfen gewöhnlich zu feuereifrig erscheinen, um sich mit vieler Geschicklichkeit zu betragen, so besaß dieser dennoch jene unermüdliche Thätigkeit, welcher oftmals mehr gelingt als dem feinsten Geiste. Er huldigte den Flamändern mit großer Beharrlichkeit. Er stellte ihnen vor Augen die Abgeschmacktheit aller Hauptgrundsätze, welche man bis jetzo in Amerika's Regierung befolgte, vorzüglich zeigte er die Fehler in den Anordnungen des Ximenes. Das Andenken an Ferdinand war den Flamändern verhaßt. Die Tugend und die Geisteskraft des Ximenes waren für

---

*) Robertson, Hist. of. Charles the fifth.

sie Gegenstände der Eifersucht. Sie wünschten lebhaft scheinbare Vorwände aller Art aufzugreifen, um die Maßregeln des Ministers und des verstorbenen Monarchen zu verdammen, und die Staatskunst des einen so wie des andern zu verschreien. Die Freunde des Don Diego Colom, eben so wie die spanischen Höflinge, welche über die Verwaltungformen des Cardinals sich zu beklagen Ursache hatten, verbanden sich mit Las Casas, um die Commission der Oberstatthalter in Amerika zu mißbilligen. Die Vereinigung so vieler Leidenschaften und so vieler besondern Rücksichten gewann solche Stärke, daß man die Hieronymiten sammt Zuazo zurückrief. Rodrigo von Figueroa, ein geschätzter Rechtsgelehrter, wurde ernannt zum Oberrichter der Insel; als solcher erhielt er neue Verhaltungsbefehle nach den Bitten des Las Casas, um noch einmal mit der größten Genauigkeit die wichtige Streitfrage zwischen diesem Priester und den Anpflanzern zu untersuchen, damit endlich das Loos der Indier entschieden würde. Er erhielt indessen die Vollmacht alles Mögliche aufzubiethen, um ihre Leiden zu mildern, und ihrer gänzlichen Zerstörung zuvorzukommen. *)

---

*) Herrera, D. II. L. II. C. 16. 19. 31. L. III. C. 7. 8.

Darin bestand das Ganze, was der Eifer des Las Casas damals für die Indianer zu erhalten vermochte. Die Unmöglichkeit irgend eines Fortschrittes in den Anpflanzungen, wenn die spanischen Anpflanzer die Amerikaner nicht zur Arbeit zu zwingen vermöchten, erschien als ein unbesiegbarer Einwurf gegen die Ausführbarkeit seines Freiheitentwurfes. Um dieses Hinderniß zu besiegen, schlug Las Casas vor, in den Niederlassungen der Portugiesen an der Küste Afrika's eine hinreichende Anzahl von Schwarzen zu kaufen, um durch sie als Sklaven die Arbeit in den Bergwerken und die Anpflanzung des Bodens zu besorgen. Die ersten Vortheile, welche die Portugiesen von ihren Entdeckungen in Afrika zogen, bestanden in dem Verkaufe der Sklaven. Mehrere Umstände trafen zusammen, diesen verhaßten Handel wieder zu beleben, welcher seit langer Zeit in Europa abgeschafft war, und den Gefühlen der Menschlichkeit eben so sehr wie den Grundsätzen der Gottesandacht widersprach. Im Jahre 1503 sandte man nach Amerika eine kleine Anzahl schwarzer Sklaven. Im Jahre 1511 erlaubte Ferdinand eine viel größere Anzahl dorthin einzuführen. Man fand, daß dieses Geschlecht von Menschen viel stärker von Natur als das der Amerikaner, eine größere Anstrengung viel leichter ertrage, und das Joch der Knechtschaft viel geduldi-

ger leide. Man berechnete, daß die Arbeit eines Schwarzen jener von vier Amerikanern gleich komme. Man hatte den Cardinal Ximenes gedrängt, diesen Handel zu gestatten und zu begünstigen; er hatte diesen Vorschlag mit Festigkeit abgewiesen, weil er die ganze Ungerechtigkeit fühlte, wenn man ein Geschlecht von Menschen in Knechtschaft zu schlagen beginne, indem man auf Mittel zur Befreiung eines andern sinne. Las Casas aber inconsequent und nicht schlußgerecht, ähnlich jenen Geistern, welche mit hartnäckigem Ungestüme eine Lieblingsmeinung vertheidigen, vermochte nicht diese Betrachtung anzustellen. Während er mit so vieler Hitze für die Freiheit der Bewohner der Neuen-Welt stritt, arbeitete er dafür, eine andere Menschenreihe zu Sklaven zu machen; und in der Hitze seines Eifers für die Befreiung der Amerikaner vom Joche, sprach er ohne Gewissensvorwurf aus, es sey gerecht und nützlich, ein noch viel drückenderes Joch den Afrikanern aufzulegen. Unglücklich genug für diese letzteren ergriff man den Plan des Las Casas. Carl gewährte Einem seiner Höflinge aus Flandern das ausschließende Vorrecht, vier tausend Schwarze jährlich nach Amerika zu führen. Dieser verkaufte sein Vorrecht für fünf und zwanzig tausend Dukaten an Kaufleute von Genua; diese gaben eine regelmäßige Gestalt in Afrika und in

Amerika diesem Menschenhandel, welcher seitdem eine so große Ausdehnung erhielt. *)

Aber die Kaufleute von Genua, welche ihre Unternehmungen mit der gewöhnlichen Gier der Monopolisten oder Alleinhändler führten, verlangten bald so außerordentliche Preise für die Schwarzen, welche sie nach Hispaniola brachten, daß man dort zu wenige kaufte, um den Zustand der Colonie zu verbessern. Las Casas, dessen Eifer eben so erfinderisch als unermüdlich sich erwies, ersann ein anderes Hülfsmittel, um die Indianer zu erleichtern. Er bemerkte, daß die größte Zahl Derjenigen, welche bisher in Amerika sich niederließen, beständen aus Soldaten oder Matrosen, welche bei der Entdeckung und Eroberung dieser Gegenden sich brauchen ließen; oder aus Söhnen edler Geschlechter, welche die Hoffnung einer schnellen Bereicherung anzog; oder aus Abentheuerern ohne Mittel, welche ihr Vaterland verlassen mußten wegen Verbrechen oder Armuth. An die Stelle dieser gierigen und sittenlosen Menschen, welche eines ausdauernden Gewerbfleißes und der nothwendigen Sparsamkeit beim Anbeginne einer neuen Anpflanzung ganz unfähig sich zeigten, schlug er vor, nach Hispaniola und den andern Inseln eine

---

*) Herrera liefert für diese Einzelnheiten die Beweise.

hinreichende Anzahl von Anpflanzern und Handwerkern zu senden, welche man durch Ermuthigungen zur Uebersiedlung bestimmen sollte; er war überzeugt, solche abgehärtete Männer würden leicht die Arbeiten ertragen, unter welchen die Amerikaner wegen der Schwäche ihrer Leibesbeschaffenheit erlagen; er meinte, jene würden durch ihren Gewerbfleiß bald reiche und nützliche Bürger werden. Obwohl man aber in Hispaniola eine neue Aushebung von Bewohnern brauchte, da die Pocken eine bedeutende Anzahl von Indianern weggerafft hatten, so wurde doch dieser Entwurf, welchen die flamändischen Minister unterstützten, durchkreuzt durch den Bischof von Burgos, welchen Las Casas überall auf seinem Wege fand.

Las Casas begann nun zu verzweifeln, daß er den Indianern in den schon begründeten Niederlassungen Hülfe zu bringen vermöge. Das Uebel erschien zu veraltet, um den Heilmitteln zu weichen. Aber man machte täglich neue Entdeckungen auf dem Festlande, welche hohe Erwartungen von seiner Bevölkerung und seiner Ausdehnung erregten. In allen diesen Gegenden gab es nur eine einzige sehr schwache Ansiedelung; nimmt man einen sehr kleinen Raum auf der Erdzunge von Darien aus, so waren die Eingeborenen überall Herren und Meister im Lande. Hier zeigte sich nun ein neues und ausgedehnteres Feld für den Eifer des Las Casas.

Voll von dieser Hoffnung erbath er sich eine Bewilligung des Erdtheils, welcher sich längs der Küste hin erstreckt, angefangen von dem Meerbusen von Paria bis zur westlichen Gränze jener Landschaft, welche wir unter dem Namen von Sankt Martha kennen. Er machte den Entwurf für Errichtung einer Niederlassung, welche aus Ackerleuten, Gewerbkundigen und Priestern bestände. Er verpflichtete sich in dem Zeitraume von zwei Jahren zehn tausend Indianer zu bilden, und in den nützlichen Künsten so weit zu unterrichten, um der Krone von ihren Arbeiten und ihrem Gewerbfleiße den Gewinn von fünfzehntausend Dukaten zu verschaffen. Er versprach auch, daß seine Colonie in zehn Jahren so viel Fortschritte gemacht haben sollte, um der Regierung jedes Jahr sechzig tausend Dukaten abzuwerfen. Er bedingte sich, kein Schiffer oder Kriegsmann sollte sich darin niederlassen, und kein Spanier dahin den Fuß setzen ohne seine Erlaubniß. Er gieng sogar so weit zu wollen, daß alle seine Angehörigen eine besondere Kleidung trügen, welche sich von jener der Spanier unterschiede, damit die Indianer jener Gegend sie nicht für das nämliche Menschengeschlecht hielten, welches so viel Elend nach Amerika gebracht hatte. *) Durch diesen Ent-

*) Herrera D. II. L. W. C. II.

wurf, welchen ich nur im leichten Umrisse angebe, erscheint es offenbar, daß die Ansichten des Las Casas über die Bildung und Behandlung der Indianer gar sehr denjenigen gleichen, welche die Jesuiten seitdem bei ihren großen Unternehmungen in einem andern Theile des nämlichen Festlandes befolgten. Las Casas setzte voraus, die Europäer könnten durch ihr Uebergewicht in geistiger Entwicklung und durch ihre Fortschritte in Kunst und Wissenschaft allmählig den Geist der Amerikaner dahin bringen, daß sie sich den Mitteln des Glückes zuwenden, welche sie entbehrten; so hoffte er sie für die Künste des geselligen Lebens zu stimmen, und für die Vortheile der bürgerlichen Verfassung zu befähigen.

Der Bischof von Burgos und der Rath von Indien betrachteten den Entwurf des Las Casas nicht allein als abentheuerlich, sondern als außerordentlich gefährlich. Sie dachten, der Geist der Indier sey so beschränkt von der Natur, und ihr Müssiggang so groß durch Angewöhnung, daß man sie niemals zu einem Unterrichte, oder zu irgend einem Fortschritte würde bringen können. Sie behaupteten, es wäre unklug, eine so große Gewalt über eine so große Küstenlinie von tausend Meilen anzuvertrauen einem träumerischen und anmaßenden Schwärmer, welcher dem Geschäftleben fremd keine Kunst der Regierung besäße

Las Casas, welcher schon diesen Widerstand erwortete, verlor den Muth nicht. Noch einmal wandte er sich an die Flamänder, welche seine Ansichten mit großem Eifer bei Carl dem Fünften schon aus dem einzigen Grunde unterstützten, weil die spanischen Minister dieselben verwarfen. Sie bestimmten den Alleinherren, welcher eben die Kaiserkrone empfangen, die Untersuchung dieser Sache einer gewissen Anzahl von Gliedern seines geheimen Rathes zu übergeben; da Las Casas alle Glieder des Rathes von Indien als vorurtheilsvoll und eigennützig schilderte, so wurden diese sämmtlich ausgeschlossen. Die Entscheidung der Räthe, welche man auf Empfehlung der Flamänder erkohr, entsprach gänzlich der Denkweise dieser Letzteren. Man billigte sehr den neuen Entwurf, und man gab Befehle ihn zu vollstrecken; doch beschränkte man das dem Lasas Casas bewilligte Gebiet auf dreihundert Meilen an der Küstenlinie von Cumana, von wo aus er in die inneren Theile des Landes mit völliger Freiheit sich sollte ausdehnen dürfen. *)

Diese Entscheidung fand Tadler. Fast alle Jene, welche sich in Amerika aufgehalten, mißbil-

*) Gomera. C. 77. Herrera, D. II. L. IV. C. III. Oviedo, L. XIX. C. 5.

ligten sie, und behaupteten ihre Meinung mit so vieler Zuversicht, und mit so starken einleuchtenden Gründen, daß man glaubte stille stehen zu müssen, um die Frage aufs Neue mit mehrerer Sorgfalt zu prüfen. Carl selbst, obschon er in seiner Jugend gewohnt war, den Meinungen seiner Minister zu folgen mit einer Ergebung und Unterwürfigkeit, welche nicht die Festigkeit und Kraft des Geistes verkündete, die er im reiferem Alter bewies, begann den Verdacht zu schöpfen, daß die Hitze, womit die Flamänder alle Geschäfte in Rücksicht auf Amerika behandelten, zum Grunde irgend einen Trieb haben mußte, welchem er mißtrauen solle; er erklärte daher seinen Entschluß selbst und persönlich die Frage zu untersuchen, welchen man so oft schon über den Charakter der Amerikaner und die schicklichste Art ihrer Behandlung aufwarf. Bald zeigte sich ein Umstand, welcher die Untersuchung erleichterte. Quevedo, Bischof von Darien, welcher den Pedrarias im Jahre 1513 auf das Festland begleitet hatte, landete eben in Barcelona, wo der Hof sich aufhielt. Man erfuhr bald, daß seine Ansichten von jenen des Las Casas abwichen; Carl dachte also ganz natürlich, daß er bei Anhörung und Vergleichung der Gründe zweier ehrwürdigen Personen, (welche durch einen langen Aufenthalt in Amerika die nöthige Zeit besaßen, um die Sitten des besprochenen Volkes zu beobachten und

zu erkennen) sich im Stand befinden würde zu entdecken, welcher von beiden seine Meinung mit der größten Genauigkeit und Urtheilskraft festgestellt habe.

Zur Prüfung bezeichnete man einen bestimmten Tag und eine feierliche Audienz. Der Kaiser erschien mit außerordentlicher Pracht, und setzte sich auf einen Thron in dem großen Saale seines Palastes. Seine Höflinge umgaben ihn. Don Diego Colom, Admiral von Indien, wurde vorgerufen. Der Bischof von Darien erhielt zuerst den Auftrag, seine Meinung auszusprechen. Seine Rede dauerte nicht lang. Er begann damit das Unglück von Amerika und den Untergang einer so ungeheuern Menge von Menschen zu beklagen, welchen er zum Theile als Wirkung der außerordentlichen Härte und der Unklugheit der Spanier erklärte; er erklärte aber auch, daß alle Bewohner der Neuen-Welt, welche er sowohl auf dem Festlande als auf den Inseln beobachtete, ihm erschienen wären als eine Menschengattung bestimmt zur Knechtschaft durch die Schwäche der Geistesanlagen und der natürlichen Kräfte; er erklärte ihren Unterricht und jeden Fortschritt in der Bildung für unmöglich, wenn man sie nicht unter die beständige Gewalt eines Herren stellte. Las Casas breitete sich viel weiter aus, und vertheidigte seine Meinung mit viel mehr

Feuer. Er erhob sich mit Unwillen gegen die Vorstellung, daß es eine für Knechtschaft geborene Menschenart gebe, und nannte diese Vorstellung irreligiös und inhuman, wider Kirche und Menschlichkeit. Er versicherte, die Amerikaner hätten Verstandeskraft genug; sie bedürfe nur gebildet zu werden; sie seyen fähig, die Grundsätze der Religion zu fassen, so wie die Richtung für Gewerbfleiß und die Künste des geselligen Lebens zu empfangen; ihre natürliche Sanftmuth und Furchtsamkeit mache sie folgsam und gelehrig; man könne sie leiten und bilden, wenn man sie nur nicht hart behandle. Er sagte laut, in seinem ganzen vorgelegten Plane seyen seine Absichten rein und uneigennützig; wie groß auch die Vortheile seyn mögen, welche durch die Ausführung hievon Castilien zuflossen, so habe er für seine Anstrengungen niemals eine Belohnung verlangt, auch werde er niemals eine verlangen.

Carl glaubte sich nach Anhörung der beiden Redner und nach Berathung mit seinen Ministern noch nicht genug unterrichtet, um einen allgemeinen Entschluß festzustellen in Rücksicht der Lage der Amerikaner; da er ein gänzliches Vertrauen in die Rechtlichkeit des Las Casas setzte, und da auch der Bischof von Darien anerkannte, daß der Gegenstand wichtig genug sey, um einen Versuch mit dem vorgelegten Entwurfe zu machen, so überließ er dem

Las Casas durch offene Schreiben den oben bezeichneten Theil der Küste von Cumana mit voller Gewalt, dort eine Anpflanzung nach seinen vorgeschlagenen Entwürfen zu begründen. *)

Las Casas betrieb die Vorbereitungen zu seiner Reise mit seinem gewöhnlichen Eifer; aber entweder durch seine Unerfahrenheit in dieser Art von Geschäften, oder durch den geheimen Widerstand der spanischen Adelschaft, welche befürchtete, eine Auswanderung so vieler arbeitsamer und nützlicher, bisher immer mit dem Anbaue adeliger Grundstücke beschäftigter Menschen möchte ihr schaden, konnte Las Casas kaum zweihundert Land- und Gewerbleute bestimmen, ihn nach Cumana zu begleiten.

Nichts aber vermochte seinen Eifer zu vertilgen. Er segelte ab mit dieser kleinen Schaar, welche kaum hinreichte, das bewilligte ungeheure Gebiet in Besitz zu nehmen; viel weniger vermochte sie, die Bewohner desselben zu entwildern. Der erste Ort der Landung war Porto-Rico. Hier bemerkte er bei Ausführung seines Planes ein größeres Hinderniß als irgend eines, welches er bisher angetroffen hatte. Als er Amerika 1517 verließ, be-

*) Herrera, D. II. L. IV. C. 3. 4. 5. Argensola 74. 97. Remesal L. II. C. 19. 20.

saßen die Spanier fast keinen Handel mit dem Festlande, ausgenommen die benachbarten Gegenden an dem Meerbusen von Darien. Aber alle Arbeiten nahmen von Tag zu Tag ab auf Hispaniola durch die reissende Sterblichkeit der Eingeborenen des Landes; daher besaßen die Spanier nicht mehr Arme genug, die begonnenen Arbeiten fortzusetzen; dieß Bedürfniß machte sie zu allen erdenkbaren Mitteln der Abhülfe greifen. Man hatte ihnen viele Neger zugeführt; aber der Preis derselben stieg bereits so hoch, daß die meisten Anpflanzer ihn nicht mehr zu erschwingen vermochten. Um sich Sklaven auf wohlfeilere Art zu verschaffen, bewaffneten einige von ihnen Schiffe, und kreuzten längs den Küsten des Festlands. An den Orten, wo ihre Kraft nicht im Uebergewichte sich befand, handelten sie mit den Eingeborenen, indem sie ihnen Spielwaaren von Europa hingaben für die Goldbleche, welche diesen Völkerstämmen zum Zierrath dienten; überall aber, wo sie die Indianer überfallen oder durch Waffenmacht sie besiegen konnten, raubten sie dieselben zum Verkaufe auf Hispaniola. Diese Räuberei geschah mit den größten Gräueln. Den spanischen Namen verfluchte man auf allen Punkten des Festlandes. Sobald ein europäisches Schiff irgendwo sich zeigte, flohen die Bewohner in die Wälder, oder sie eilten bewaffnet an das Gestade, um die grausamen Feinde ihrer Ruhe abzutreiben. Einige Male zwangen sie die Spanier zu eiligem Rückzuge, oder sie schnitten ihnen den Rückzug ab. In der Wuth ihrer Erbitterung metzelten sie zwei Missionäre nieder, Dominikaner, welche der Eifer zur Niederlassung in der Provinz Cumana

angetrieben. *) Die Ermordung dieser wegen Heiligkeit ihres Wandels hochverehrten Männer erregte den lebhaftesten Unwillen bei den Anpflanzern von Hispaniola, welche mitten in der Ausgelassenheit ihrer Sitten und mitten in der Grausamkeit ihrer Handlungen einen glühenden Eifer für die Kirche, und eine abergläubische Ehrfurcht für ihre Diener bewohrten; sie beschlossen daher dieß Verbrechen auf eine Art zu bestrafen, welche als Beispiel gelten könnte nicht nur für Diejenigen, welche es begiengen, sondern sogar für die ganze Nation. Zur Ausführung dieses Entwurfes gaben sie über fünf Schiffe und dreihundert Mann den Oberbefehl dem Diego Ocampo, mit dem Auftrage mit Feuer und Schwert das Land Cumana zu verheeren, und die Bewohner desselben zu Sklaven zu machen, um sie auf Hispaniola zu verkaufen. Las Casas fand zu Porto-Rico das Geschwader bereit dem Festlande zuzusegeln; Ocampo verweigerte die Verschiebung seiner Abfahrt; und Las Casas begriff, daß die Ausführung seines Friedensplanes nun unmöglich geworden in einem Lande, welches jetzt der Schauplatz des Krieges und der Verheerung werden sollte. **)

In der Hoffnung dieser drohenden Gefahr noch einiger Maßen vorzubeugen, schiffte er sich ein nach Sankt Domingo, und ließ sein Gefolge vertheilt unter den Pflanzern von Porto-Rico. Mehrere Ursachen bereiteten ihm einen üblen Empfang auf Hispaniola. Indem er für die Unterstützung der

*) Oviedo L. XIX. C. 3.

**) Herrera D. II. L. IX. C. 8. 9.

Indianer arbeitete, hatte er das Betragen seiner Landsleute, der Pflanzer auf Hispaniola mit solcher Strenge getadelt, daß er ihnen allgemein verhaßt geworden. Sie betrachteten das Gelingen seines Entwurfs als den sichern Vorbothen ihres Untergangs. Sie erwarteten große Hülfsschaaren aus Cumana, und ihre Hoffnungen verschwanden, wenn Las Casas seine Ansiedlung ausführte. Figueroa hatte, um nach einem in Spanien entworfenen Plane den Grad der Geistesanlagen und der Gelehrigkeit der Indianer zu bestimmen, einen Versuch angestellt, welcher als ganz zerstörend für das System des Las Casas erschien. Er hatte auf Hispaniola eine ansehnliche Zahl derselben versammelt und in drei Dorfschaften vertheilt, indem er sie in völlige Freiheit setzte und ganz ihrem eigenen Willen überließ. Aber diese Indianer, gewohnt an eine ganz verschiedene Art zu leben, auch ganz außer Stande in so kurzer Zeit neue Gewohnheiten anzunehmen, überdem entmuthigt durch ihr eigenes Unglück sowohl als durch das Unglück ihres Vaterlandes, gaben sich so wenig Mühe das angewiesene Erdreich zu bestellen, auch erschienen sie so wenig fähig der nöthigen Anstalten und Vorsichten zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, überdem blieben sie so fern von aller Ordnung und geregelten Arbeit, daß die Spanier daraus schloßen, es sey unmöglich sie zu einem gesellschaftlichen Leben zu bilden, daß man sie wie Kinder betrachten müsse, und daß sie beständig in der Vormundschaft zu bleiben hätten von den Europäern, welche ihnen in Weisheit und Scharfblick so weit überlegen seyen. *)

*) Herrera, D. II. L. X. C. 5.

Darin bestand die Masse der Umstände, welche so sehr gegen seine Maßregeln diejenigen bewaffneten, an welche nun Las Casas sich wandte, um seinen Entwurf auszuführen. Er erhielt endlich durch seine Thätigkeit und seine Ausdauer, durch einige Nachgiebigkeit und viele Drohungen eine kleine Anzahl Krieger, um seine Anpflanzung im ersten Augenblicke der Begründung zu schirmen. Aber bei seiner Rückkehr auf Porto-Rico fand er, daß die Krankheiten ihm bereits viele seiner Leute weggerafft, und daß die Andern, welche bereits einige Beschäftigung auf der Insel gefunden, sich weigerten, ihm zu folgen. Doch segelte er mit den Leuten, welche ihm noch blieben, nach Cumana ab. Ocampo hatte seinen Auftrag in dieser Landschaft mit großer Abscheulichkeit ausgeführt; er hatte eine große Anzahl Indianer niedergemetzelt, oder als Sklaven nach Hispaniola geschickt; der Ueberrest der Unglücklichen floh in die Wälder, und die Ansiedlung zu Toledo, welche in einem öden Lande sich befand, nahte ihrem Untergange. Toledo aber war der Punkt, welchen Las Casas als den Hauptort seiner Anpflanzung betrachten mußte. Verlassen sowohl von den Truppen, welche man ihm zum Schutze übergab, als von der Kriegsschaar des Ocampo, welcher die drohenden Gefahren auf einem so erbärmlichen Standpunkte erwog, ergriff er die Maßregeln, welche er für die besten hielt zur Sicherheit und Fortdauer seiner Anpflanzer; da sie aber noch immer ganz unzulänglich waren, kehrte er auf Hispaniola zurück, um noch kräftigere Hülfe zu erlangen, und die Menschen zu erretten, welche das Vertrauen auf ihn so großen Gefahren aus-

setzte. Bald nach seiner Abreise erkannten die Eingeborenen die Schwäche der Spanier; sie rotteten sich heimlich zusammen, und überfielen dieselben mit der natürlichen Wuth von Menschen, welche durch die erlittenen Abscheulichkeiten bis zur Verzweiflung gebracht waren; die Eingeborenen erschlugen eine große Anzahl und trieben die Uebrigen zur Flucht auf die Insel Cubagua. Die kleine Anpflanzung, welche die Perlenfischerei betrieb, theilte den panischen Schrecken, welcher die Flüchtlinge ergriff, und verließ die Insel. Zuletzt befand sich nicht mehr ein einziger Spanier auf irgend einem Theile des Festlands oder der nahen Inseln längs der Küstenlinie vom Busen Paria bis zur Landenge Darien. Erdrückt durch diese Reihe von Unglücksfällen und gebeugt durch den unglücklichen Ausgang aller seiner großen Entwürfe, wagte Las Casas nicht mehr sich zu zeigen; sondern begab sich in das Kloster der Dominikaner zu Sankt Domingo, und zog bald nachher ihr Ordensgewand an. *)

Obschon die Zerstörung der Ansiedlung auf Cumana erst im Jahre 1521 erfolgte, so wollte ich dennoch die Erzählung der Unterhandlungen des Las Casas von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ausgange nicht unterbrechen. Sein System ward der Gegenstand einer langen und ernsten Erörterung. Obschon seine Bemühungen für die unterdrückten Amerikaner ohne die Wirkung blieben, welche er

*) Herrera, D. II. L. X. C. 5. D. III. L. II. C. 3. 4. 5. Oviedo L XIX. C. 5. Gomera C. 77. Davila Padilla L. I. C. 97. Remesal L. II C. 22. 23.

sich allerdings mit zu viel Vertrauen davon versprach, obwohl diese Wirkung entweder durch seine Unklugheit oder durch den thätigen Haß seiner Feinde vereitelt ward, so veranlaßten seine Anstrengungen dennoch verschiedene Vorschriften zur Milderung des Looses dieser unglücklichen Völker. *)

Robertson, (dessen Erzählung dieser Vorgänge wir wörtlich mittheilten, um zu zeigen, daß man die Gräuel bei Amerika's Eroberung mit Unrecht auf Rechnung des Christenthums setzt) sagt an einem andern Orte in der Geschichte von Amerika, Buch V., wie folgt. — Cortez wollte ihre Altäre zerstören und ihre Götzenbilder zertrümmern mit der nämlichen Gewaltthätigkeit wie zu Zempoalla; aber der Pater Bartholomäus von Olmedo, Oberfeldkaplan des Kriegsheeres, hemmte die Wuth seines Eifers. Der Ordensmann stellte ihm vor die Unklugheit einer Maßregel in einer so großen Stadt, welche angefüllt von einem eben so abergläubischen als kriegerischen Volke im Begriffe stand mit den Spaniern sich zu verbünden. Er erklärte laut, er habe die Vorgänge in Zempoalla stets für ungerecht angesehen; man dürfe die Religion nicht mit dem Schwerte in der Hand predigen; man dürfe die Ungläubigen nicht bekehren mit Gewalt; man müsse für diese Eroberung andere Waffen gebrauchen, nämlich den Unterricht, welcher die Geister aufklärt, und die guten Beispiele, welche die Herzen gewinnen; nur durch diese Mittel könne man die Menschen bewegen, ihren Irrthümern zu entsagen und die Wahrheit anzuerkennen. — In dem sechzehnten Jahrhunderte, in einer Zeit, wo

*) Robertson Gesch. v. Amerika. Thl. III.

die Rechte des Gewissens der ganzen christlichen Welt so wenig bekannt waren, und wo man sogar den Namen der Toleranz oder Duldung nicht kannte, muß es Erstaunen erregen, wenn man einen spanischen Mönch in der Zahl derjenigen findet, welche zuerst die kirchliche Freiheit vertheidigten, und zuerst die Verfolgungsucht verdammten. Die Vorstellungen dieses eben so tugendhaften als weisen Priesters machten Eindruck auf den Geist des Cortez, Er gestattete den Bewohnern von Tlascala die freie Ausübung ihrer Kirchengebräuche, und verlangte bloß, daß sie von den Menschenopfern abstünden.

Robertson sagt nach Anführung dieser Ereignisse: Es erscheint als die größte Ungerechtigkeit, wenn viele Schriftsteller die Zerstörung der Amerikaner dem Geiste der Unduldsamkeit in der römischen Kirche zuschreiben.

Robertson gibt in seiner Geschichte Amerika's (Thl. V. S. 205.) die merkwürdige Stelle: «Obwohl Paul III. durch seine berühmte Bulle von 1537 die Indianer für vernünftige Geschöpfe erklärt, welche ein Recht auf alle Vorzüge des Christenthums besitzen, so bemerkte man dennoch nach den zwei Jahrhunderten, während welchen sie Glieder der Kirche waren, bei ihnen so wenige Fortschritte, daß nur Einige von ihnen einen hinlänglichen Grad von Einsicht bekamen, um zum Empfange des heiligen Abendmahles würdig erachtet zu werden. Diese Vorstellung von ihrer Unfähigkeit und ihrer Unwissenheit in Gegenständen der Religion oder Gottesandacht verbreitete sich so sehr, daß Philipp,

welcher nach seinem Eifer die Inquisition für Amerika im Jahre 1570 errichtete, die Indianer von der Gerichtsbarkeit dieses strengen Gerichtshofes frei erklärte, so daß sie der Aufsicht der Bischöfe ihres Sprengels unterworfen blieben.»

Erwägt man nun mit Aufmerksamkeit und Unpartheilichkeit alle Thatsachen, welche der presbyterianische Doktor anführt, erinnert man sich zugleich an die zahlreichen, für die Indier in der Neuen-Welt gegründeten Krankenhäuser, denkt man an die bewunderenswürdigen Missionen der Glaubensprediger in Paraguay u. s. w., so wird man überzeugt, daß es niemals eine abscheulichere und frechere Verläumdung gab, als diejenige, welche die christliche Religion als Ursache des Untergangs der Ureinwohner Amerika's angiebt.

Gräuelscenen von Irland.

Nationalhaß vielmehr als Religionserbitterung bewirkte im Jahre 1641 das vielbesprochene Gemetzel von Irland. Die Irländer, seit langer Zeit von den Engländern unterdrückt, beraubt ihrer Grundstücke, verletzt in ihren Sitten, Gebräuchen und Kirchlichkeiten, fast in die Lage von Sklaven durch hochmüthige und gewaltthätige Herren versetzt, schritten endlich in völliger Verzweiflung zur Rache. In diesem schrecklichen Schauspiele waren sie dennoch nicht die Angreifenden; man hatte schon begonnen sie zu erwürgen, ehe sie einen Schritt thaten Blut zu vergießen.

Millon sammelte in seinen Untersuchungen über Irlaud (welche er an die Reise des

Arthur Young anhängte) die merkwürdigen Thatsachen, welche wir hier dem Leser vor Augen legen.

Einige Irländer hatten sich empört in Folge dieses Systems der Unterdrückung, unter welcher ihr unglückliches Vaterland erlag; der englische Rath von Irland sendete Truppen gegen sie mit dem Befehle sie zu vernichten.

Castelhaven (von welchem Millon die eigenen Worte anführt) sagt: «Die Offiziere und Soldaten, wenig bekümmert unter den empörten Unterthanen einen Unterschied zu machen, tödteten ohne Unterscheidung an vielen Orten Männer, Frauen und Kinder; dieser Vorgang machte die Rebellen wüthend, und trieb sie die nämlichen Grausamkeiten an den Engländern auszuüben. *) Nach dieser Stelle des Castelhaven scheint es, daß die Engländer die Gräuelscenen auf Befehl ihres Anführers begannen, und daß das Verbrechen der Irländer darin bestand, einem abscheulichen Beispiele zu folgen. (Ma-Geoghegan).

«Ich kann nicht glauben (setzt Castelhaven bei), daß außer den ummauerten Städten von Irland der zehnte Theil der englischen Unterthanen nach Angabe des Ritters Temple und anderer Schriftsteller von den Irländern sey ermordet worden. Offenbar bezeichnet dieser Schriftsteller zwei und drei Male an verschiedenen Orten die nämlichen Personen mit den nämlichen Umständen; offenbar erwähnt er einige hundert Menschen als damals niedergemetzelt; doch lebten sie noch mehrere Jahre nach-

*) Which procedure exasperated the rebels, and induced them to commit the like cruelties upon the English.

her, einige sogar bis auf unsere Zeiten, daher handle ich gerecht, wenn ich trotz dem ungegründeten Geschrei gewisser Personen, welche gegen die Irländer eifern ohne die Anlässe der Empörung zu berücksichtigen, die irländische Nation vertheidige, und erkläre, daß die Häupter dieser Nation niemals die Absicht hatten, die wirklich verübten Grausamkeiten zu rechtfertigen.

«Das Beispiel der aufgestandenen Schotten enthielt zum Theile den Grund der Empörung der mißvergnügten Irländer; sie sahen sich ganz nahe der Gefahr, gezwungen zu werden ihre Religion aufzuopfern, oder ihr Vaterland zu verlassen. Eine Bittschrift der Protestanten in Irland, unterschrieben von mehreren Tausenden, und gerichtet an das Parlement von England, rechtfertigte ihre Furcht; man rühmte sich schon öffentlich, binnen Jahresfrist würde nicht ein einziger Papist mehr in Irland seyn. Diese Bittschrift wirkte in England. Carl I. hatte durch eine erzwungene Nachgiebigkeit die Leitung der Geschäfte von Irland in die Hände des Parlamentes gegeben. Diese Versammlung erließ einen Befehl, welcher auf gänzliche Ausrottung der Irländer abzielte, und erklärte, sie werde niemals einwilligen zu irgend einer Duldung der papistischen Religion weder in Irland, noch irgend einem andern Theile der britischen Staaten. Das nämliche Parlament befahl in der Folge, englischen Abentheurern mittelst einer bestimmten Geldsumme zwei Millionen fünfmal hundert tausend Acres einträglicher Grundstücke in Irland anzuweisen, nicht einbegriffen die Moräste, die Gebüsche und die öden Berge; diese Verordnung wurde in einer Zeit er-

lassen, wo nur sehr wenige Grundeigenthümer in dem Aufstande verwickelt waren. Man mußte also, um das den Abentheuern gegebene Versprechen auszuführen, eine Anzahl rechtschaffener Leute außer dem Besitze setzen, obschon sie noch niemals die öffentliche Ruhe gestört hatten.

« Die Irländer, vorzüglich in Ulster, hatten noch nicht vergessen, wie man vor etwa vierzig Jahren sechs ihrer Grafschaften auf ungerechte Weise einzog; sie betrachteten die wirklichen Eigenthümer als Usurpatoren. Da ihr Schmerz zur Rache übergieng, bemächtigten sie sich der Häuser, der Herden und der Fahrnisse der neuen Ankömmlinge; die schönen Gebäude und die bequemen Wohnungen, welche von diesen Anpflanzern auf den Gütern der rechtmäßigen Eigenthümer errichtet waren, wurden dem Boden gleich gemacht, oder mit Feuerbränden verheert.» *)

Dieß waren die ersten Feindseligkeiten, welche die Irländer gegen die Engländer verübten, es handelte sich noch nicht um die Niedermetzelung der Engländer. Die Engländer waren (sagt Ma-Geoghegan) diejenigen, welchen den ersten Angriff machten; ihrem Beispiele folgten zu emsig die Katholiken von Ulster, und die Ansteckung verbreitete sich bald über das ganze Königreich. Es handelte sich nicht um einen besondern Streit; es war der Nationalhaß und die Volksantipathie zwischen den zwei streitenden Theilen, nämlich zwischen den katholischen Irländern und den protestantischen Engländern. . . Dieß ist der Ursprung jenes unglücklichen Krieges,

*) Ma-Geoghegan.

welcher so viel Blut kostete; dieß sind die Gründe des Aufstandes der Irländer im Jahre 1641, worauf das gräßliche Gemetzel erfolgte. Ma-Geoghegan behauptet als eine unläugbare Thatsache, daß sechsmal mehr Katholiken als Protestanten bei diesem Anlasse ermordet wurden, und zwar aus mehreren Gründen. Die Katholiken waren auf dem Lande zerstreut, folglich der Wuth eines unerbittlichen Feindes ausgesetzt; dagegen wohnten die Protestanten größtentheils in ummauerten Städten und befestigten Schlössern, wo sie sich gegen die Wuth eines rasenden Pöbels zu schirmen vermochten. Die Protestanten, welche auf dem Lande wohnten, zogen sich beim ersten Lärm zurück in die festen Plätze und Städte, wo sie während der Dauer des Krieges verweilten. Mehrere Protestanten entwichen nach England und nach Schottland, so daß nur wenige umkamen außer Denjenigen, welche der ersten Wuth der Empörten sich bloß stellten. Die englischen Besatzungen mordeten bei dieser Gelegenheit die Leute auf dem Lande ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes. Die Anzahl der Katholiken, welche von Cromwell's Anhang wegen dieser Niedermetzlung zum Tode verurtheilt wurde, ist so klein, daß sie ganz unmöglich eine so außerordentliche Menge von Protestanten zu ermorden vermochten. *)

«Als Irland wieder gebändigt war, errichtete man einen hohen Gerichtshof zur Untersuchung der Mordthaten, welche gegen die Protestanten im Laufe des Krieges verübt worden waren. Man konnte des Antheils nur einhundert vierzig Katho-

*) Ireland's Case.

liken überführen, größtentheils aus dem gemeinen Volke, obschon ihre Feinde den Richterstuhl inne hatte, und man Zeugen zur Bestätigung ihrer Schuld listig gewann; von den einhundert und vierzig betheuerten mehrere ihre Unschuld bis zum Tode. Hätte es sich darum gehandelt, die nämlichen Untersuchungen wider die Protestanten anzustellen, und die Rechtsbeweise der Katholiken anzuerkennen, so hätte man unter zehn Parlamentairen von Irland gewiß neun schuldig erfunden vor einem gerechten Gerichtshofe.» *)

So sieht man, daß die Leidenschaften der Menschen, ihr Haß und ihr Eigennutz, welche der Religion ganz fremd blieben, die blutigen Gräuel hervorbringen, welche man einem Gottesdienste zuschrieb, der nichts predigt als Friede und Menschlichkeit. Was würde die Philosophie sagen, wenn man sie anklagte, sie habe die Schaffotte Robespierre's errichtet? Hat man nicht ihre Sprache geführt bei Ermordung so vieler schuldlosen Opfer, so wie man auch den Namen der Religion mißbrauchte, um Laster zu begehen? Wie viele Thaten der Grausamkeit und Unduldsamkeit kann man nicht den nämlichen Protestanten nachrechnen, welche sich rühmen allein die Philosophie des Christenthums auszuüben? Die Gesetze gegen die Katholiken von Irland, welche man die Gesetze der Nachspürung (Laws of discovery) nennt, erreichen durch Gewaltthat und übertreffen an Unsittlichkeit alles Dasjenige, was man jemals der römischen Kirche vorwarf. Man betrachte diese Gesetze genau:

*) Millon Recherches sur l'Irlande, attachées au Voyage d'Arthur Young en Irlande.

1. Das ganze Corps der römischen Katholiken wird gänzlich entwaffnet.
2. Alle Katholiken werden unfähig erklärt Grundstücke zu erwerben.
3. Die Substitutionen werden vernichtet, und gleich vertheilt unter den Kindern.
4. Wenn ein Kind den römischen Glauben abschwört, erbt es das ganze Gut, wenn es auch das jüngste ist.
5. Wenn der Sohn die Religion abschwört, behält der Vater kein Recht auf sein Grundeigenthum, sondern er empfängt nur einen Lebensgehalt von dem Gute, welches an seinen Sohn übergeht.
6. Kein Katholik kann einen Pacht abschließen für mehr als ein und dreißig Jahre.
7. Wenn die Rente eines Katholiken weniger als zwei Drittheile vom Werthe des Gutes beträgt, so empfängt der Angeber den Gewinn des Pachts.
8. Priester, welche die Messe lesen, werden aus dem Lande gejagt und aufgehängt, wenn sie wiederkehren.
9. Wenn ein Katholik ein Pferd besitzt, das mehr als fünf Pfund Sterling werth ist, so wird es für den Angeber confiscirt.
10. Durch eine Anordnung des Lord Hardwick werden die Katholiken unfähig enklärt, Geld auf Pfand zu leihen.*)

Auffallend erscheint es, daß dieses Gesetz erst fünf oder sechs Jahre nach dem Tode des Königes Wilhelm gegeben wurde, also zu einer Zeit, wo alle Unruhen in Irland aufgehört hatten, und wo

---

*) Arthur Young's travels.

England auf dem höchsten Punkte seiner Aufklärung, seines Wohlstands und seiner Vollkommenheit im Bürgerwesen stand.

Man muß nicht glauben, daß sogar in jenen Zeiten der Gährung, wo die ausgezeichnetsten Geister bisweilen zum Leidenschaftlichen hingerissen werden, die ächten Katholiken die Wuth der Parteiung gebilligt haben, welche man mit dem Namen des Katholizism's beschönigt. Die Bartholomäus-Nacht fand Thräner sogar am Hofe der Medicis, sogar auf dem Lager Karl's IX.

Brantome sagt: *) «Man hat mir erzählt, bei dem Gemetzel der Bartholomäusnacht sey die Königin Isabella ganz ununterrichtet gewesen, auch habe sie nicht das Mindeste in der Welt davon wahrgenommen. Sie gieng auf ihre angewohnte Weise zu Bette, und als sie am Morgen erwachte, wo man ihr das schreckliche Geheimniß mittheilte, rief sie aus: Weiß es der König, mein Gemahl? Ja, gnädigste Herrin! antwortete man; er ist es selbst, welcher die Ausführung beschloß. O mein Gott! rief sie aus; was ist dieß, und welche Räthe sind es, die ihn zu diesen Beschlüssen bestimmten. O mein Gott! ich bitte dich ihm zu verzeihen; denn wenn du nicht ganz barmherzig bist, so zweifle ich sehr, ob diese Sünde könne vergeben werden; alsogleich nahm sie ihr Stundengebeth und begann zu bethen zu Gott mit Thränen in den Augen. Man betrachte doch, ich bitte, die Milde und Weisheit dieser Königin, daß sie ein solches Fest nicht billigte, auch nicht das Spiel, welches man dabei trieb, obwohl sie viele Ursache hatte, die Ausrottung sowohl

*) Brantome. Memoires. T. II. P. 1199.

des Admirals als der ganzen protestantischen Parthei zu wünschen; um so mehr, da sie in kirchlichen Ansichten einerseits von den ihrigen ganz abwichen, welche sie höher achtete und ehrte als Alles in der Welt, während sie auch andererseits einsah, wie sehr jene Partei Verwirrung brachte über den Staat des Königs, ihres Herren und Gemahls.»

Inhalt.

Erörterungen.

Seite

Vorwort 3

Erste Erörterung. Trajanus und Plinius über die ursprünglichen Christen 5

Zweite Erörterung. Die Wahrheiten der Schrift finden sich sogar bei den Wilden der Neuen Welt 10

Dritte Erörterung. Urweltliche Ruinen am Scioto in Amerika 40

Vierte Erörterung. Metaphysische Beweise für Gottes Daseyn 47

Fünfte Erörterung. Voltaire und seine Zeitgenossen 88

Sechste Erörterung. Die beschreibende Dichtkunst so wie die Landschaft-Mahlerei danken Viel dem Genius des Christenthums 106

Siebente Erörterung. Die Gräuel bei Amerika's Eroberung und die Blutbäder von Irland schreibt man mit Unrecht auf Rechnung des Christenthums 118

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chateaubriand, François-René <<de>>, / Kronfels, Friedrich Karl <<von>>. / Schnezler, Franz Xaver,

Sämmtliche Werke des Vicomte v. Chateaubriand, Pair von Frankreich nach der neuesten Orig.-Ausg. übers

Bd.: 39

Freiburg im Breisgau 1829

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Le (b) 13-38/40+2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342681-6